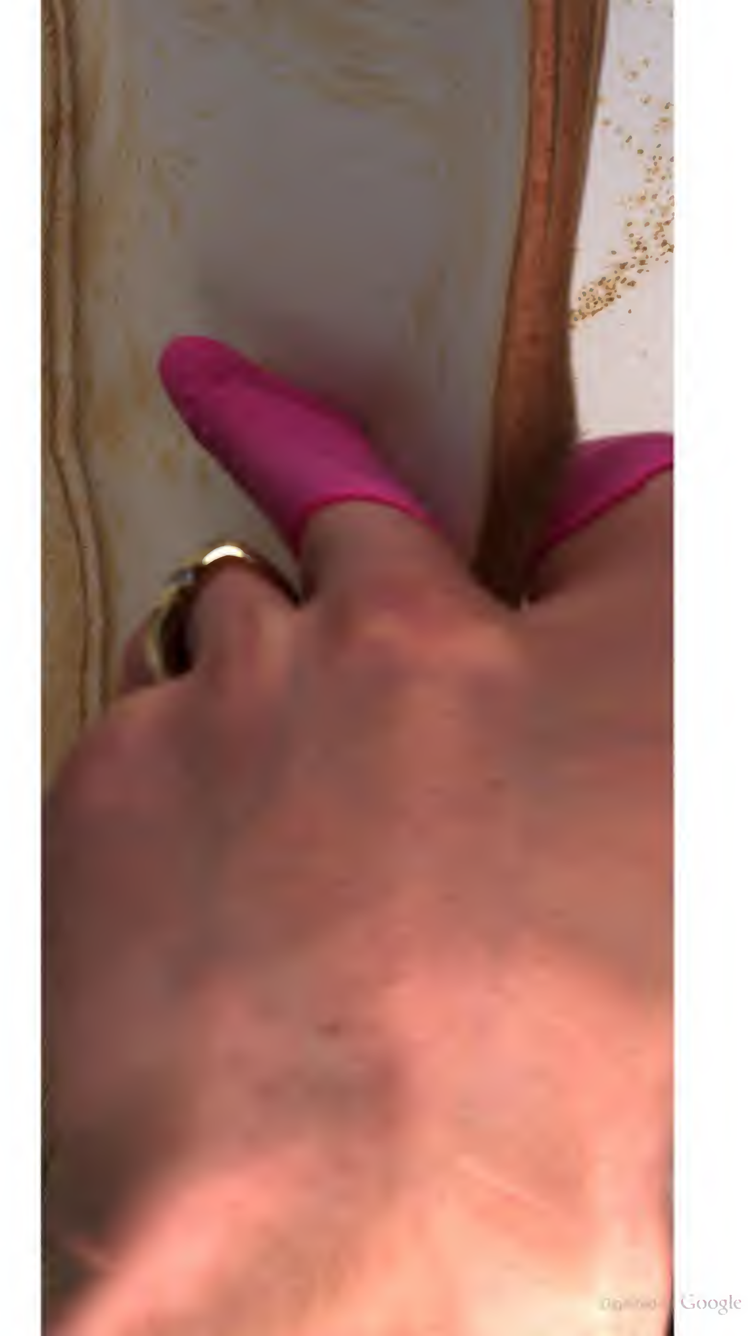
GÖTHE'S JUGEND

Alexander Baumgartner







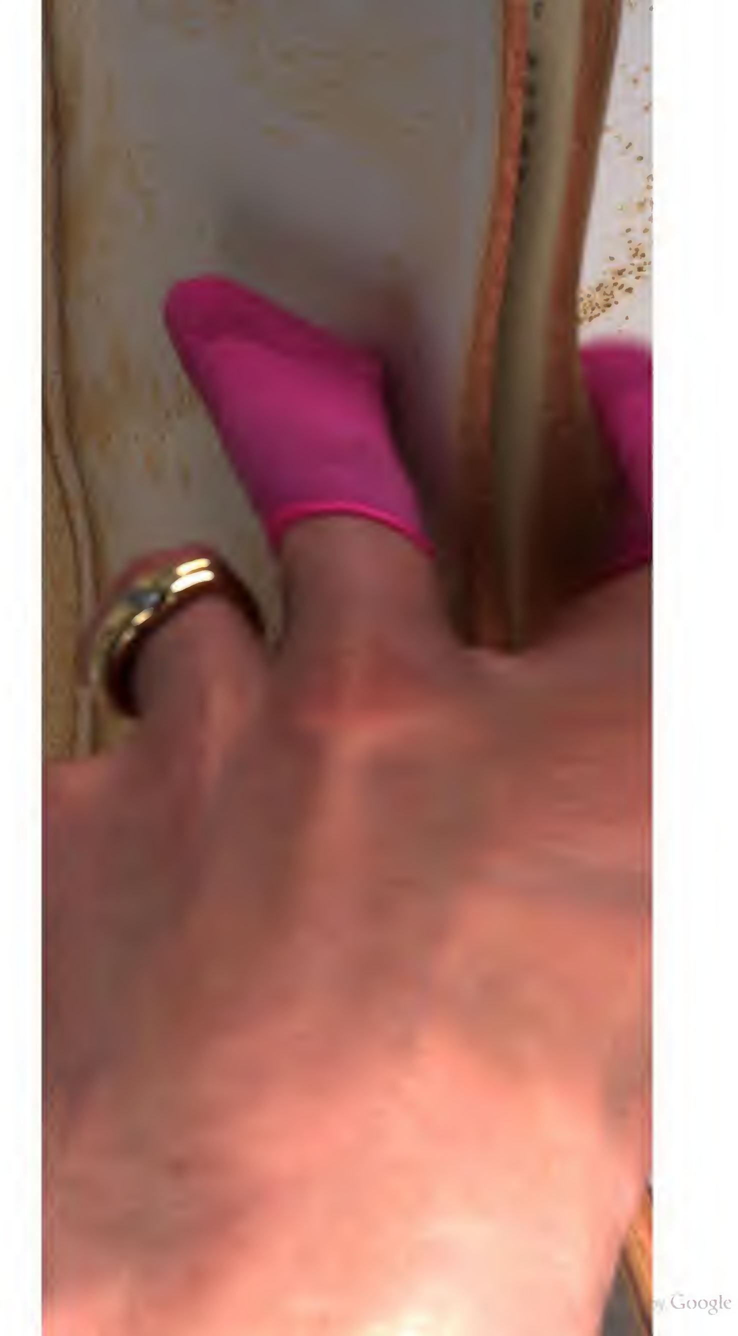




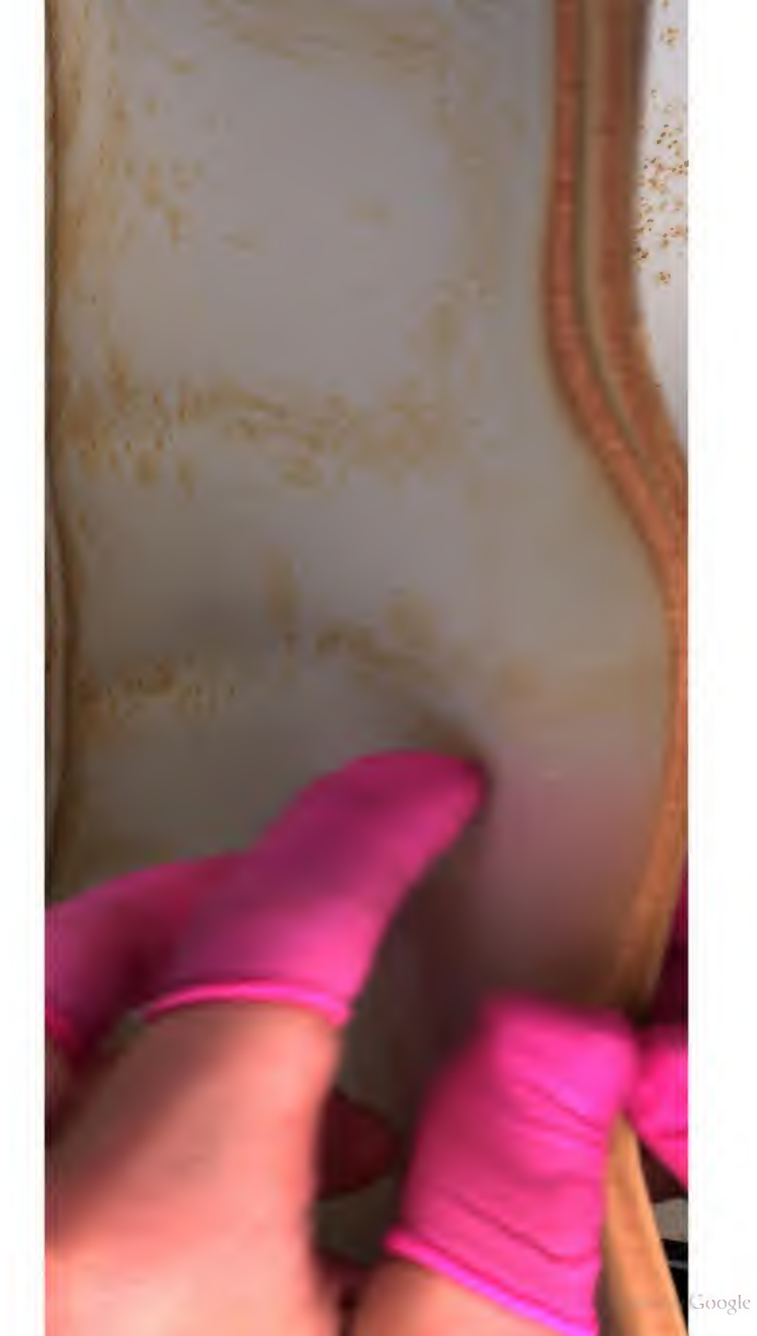




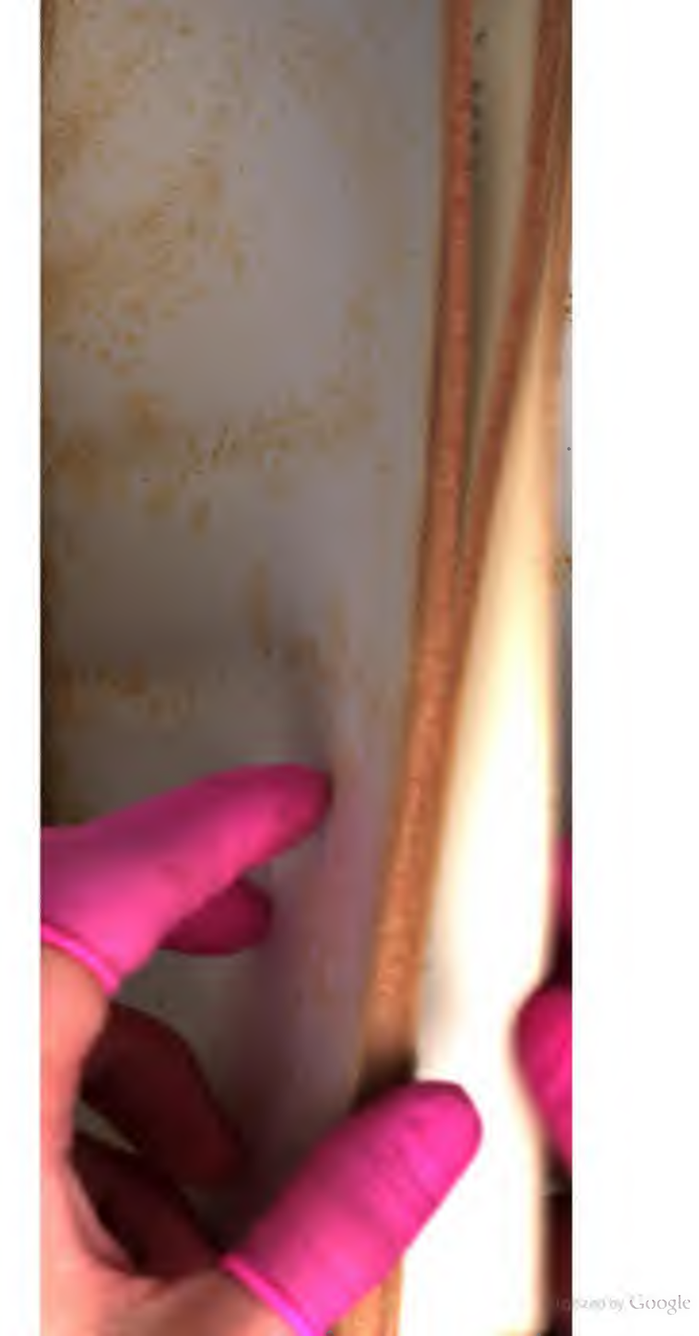




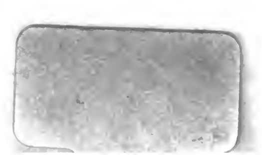


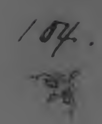



600040193N




600040193N





Göthe's Jugend.

Eine Culturstudie

[illegible]

Alexander Ba[illegible]ner [illegible]

[illegible]

Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". [illegible]

Freiburg im Breisgau.
[illegible]
1879
[illegible]





Göthe's Jugend.

Eine Culturstudie

von

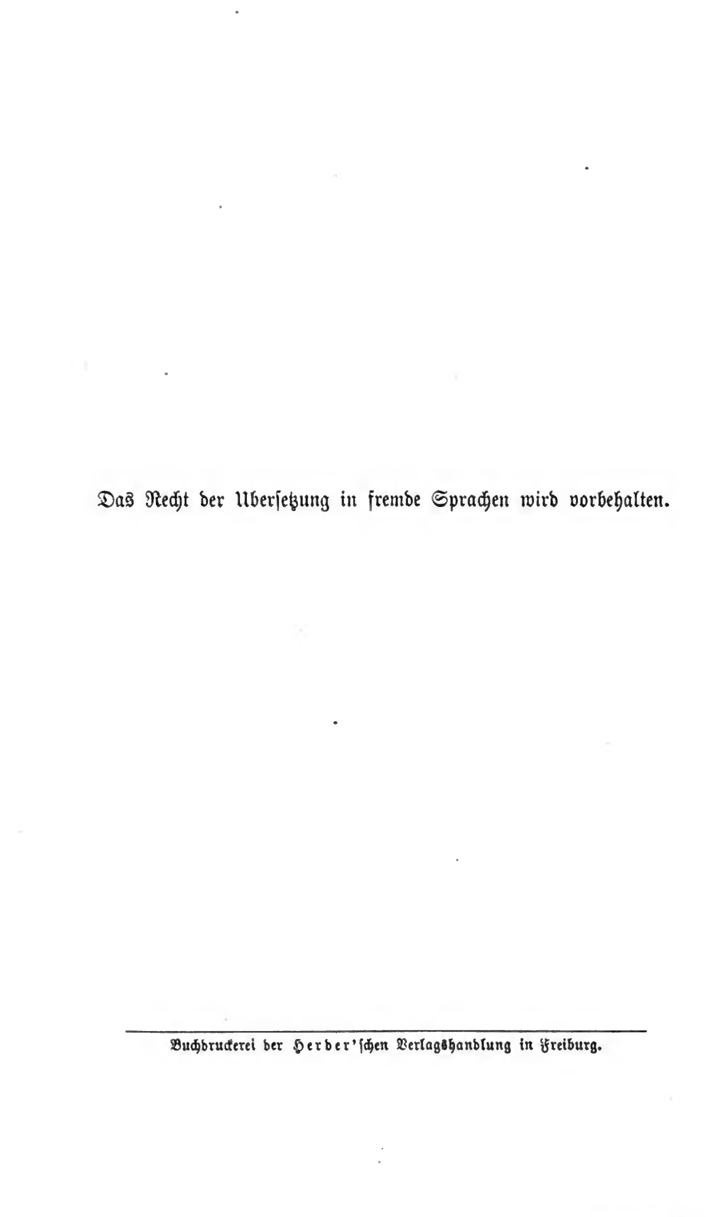
Alexander Baumgartner S. J.

> „Fascinatio nugacitatis obscurat bona."
>
> Sap. IV, 12.
>
> „Und so träume ich denn und gängle durch's Leben, führe garstige Processe, schreibe Dramata und Romanen und dergleichen. Zeichne und poussire und treibe es so geschwind es gehen will."
>
> Göthe an Kestner. 18. Juni 1773.

(Ergänzungshefte zu den ‚Stimmen aus Maria-Laach'. — 10.)



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1879.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Einleitung.

Bereits Schiller hat den Ruhm Göthe's nicht ausschließlich oder vorzugsweise auf dem Gebiete der Literatur gesucht, sondern vielmehr in seiner gesammten Welt- und Lebensanschauung, d. h. auf dem Gebiete der Philosophie und Religion. „Göthe's Geist," so sagte er, „wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht ihn mir zum großen Mann." Je mehr der Protestantismus sich seither verflachte, je mehr Deutschland in Wissenschaft und Leben dem christlichen Glauben seiner Väter sich entfremdete, desto allgemeiner ist jene Auffassungsweise Schillers zur Herrschaft gelangt. Göthe ist dem heutigen Deutschland nicht bloß ein großer Dichter, ein genialer Schriftsteller, sondern auch ein Prophet und Träger der modernen Ideen, der glänzende Idealmensch einer neuen Welt.

In der That hat sich diese moderne Cultur durch David Strauß zu dem Bekenntnisse verstiegen: „man solle doch ja nicht meinen, daß Lessings Nathan oder Göthe's Hermann und Dorothea schwerer zu verstehen seien und weniger ‚Heilswahrheiten', weniger auch goldene Sprüche enthalten, als ein paulinischer Brief oder eine johanneische Christusrede" [1]. Und durchaus folgerichtig hat darum dieser Herold des modernen Gedankens dem deutschen Volk als Surrogat des abgethanen „Alten Glaubens", als „Nahrung für Geist und Gemüth", als heilige Bücher der Zukunft unter den Werken unserer großen Dichter vor Allem diejenigen Göthe's empfohlen.

Welches ist nun die Religion, die in Göthe so triumphirend gefeiert wird? Welches sind ihre „Heilswahrheiten"? Welches sind ihre „Sittenlehren"? Wie verhält sie sich zum positiven Christenthum? Zu welchen Ergebnissen hat sie in Göthe's eigenem Leben geführt?

---

[1] Der alte und der neue Glaube. Bonn, Strauß. 1875. S. 301.

Diese bedeutsamen Fragen lassen sich nicht lösen, indem man aus den Hauptperioden Göthe's einzelne charakteristische Aussprüche zusammenstellt. Er trat nie als eigentlicher Theologe oder Philosoph auf. Er hat keine religiösen Fehden durchgekämpft wie Lessing. Selbst in den einzelnen Abschnitten seines Lebens bleiben sich seine Anschauungen und Äußerungen nicht gleich. „Aus Göthe's Schriften kann man," wie Julian Schmid bemerkt, „eine ganze Blumenlese von Aussprüchen über das Christenthum zusammenstellen, an deren Härte kaum Voltaire hinanreicht, aber ebenso eine Blumenlese von anerkennenden ehrfurchtsvollen Worten." [1] Um deßhalb seine Weltanschauung zu begreifen, darf man es bei einer solchen Bilanz widersprechender Äußerungen nicht bewenden lassen, man muß seine ganze Thätigkeit, seine ganze Geistesentwickelung mit in Betracht ziehen, man muß, da er nicht nur wesentlich Gelegenheitsdichter, sondern eben so sehr Gelegenheitsmensch war, auch seinen jeweiligen concreten Verhältnissen genauere Aufmerksamkeit schenken.

Hiermit ist der Gesichtspunkt bezeichnet, von welchem aus in der vorliegenden Studie das Jugendleben Göthe's erzählt werden soll. Derselbe ist in der sonst so reichhaltigen Götheliteratur, wenigstens katholischerseits, so gut wie gar nicht vertreten, während akatholischerseits Göthe's Lebensweisheit fast von Jahr zu Jahr in neueren Schriften mit der unverkennbaren Absicht gefeiert wird, christlichen Glauben und christliche Bildung durch Göthe'sche Weltanschauung und Göthe'sche Bildung zu verdrängen. Es ist nicht nur eine berechtigte, sondern nothwendige Abwehr, wenn wir uns ein nüchternes möglichst objectives Bild jener in Göthe so vielgepriesenen modernen Cultur zu verschaffen suchen.

[1] Charakterbilder aus der zeitgenössischen Literatur. Leipzig, Duncker und Humblot. 1875. S. 21.

1. Vaterstadt und Vaterhaus. Liberale Jugenderziehung.

1749—1765.

„Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold, das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold, das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht aus dem Complex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht Original zu nennen?"
Göthe.

Johann Wolfgang Göthe erblickte das Licht der Welt zu Frankfurt a. M. am 28. August 1749, Mittags mit dem Glockenschlag zwölf. Seine Familie gehörte nicht der älteren Bürgerschaft der freien Reichsstadt an. Ein Hufschmied, des Namens Hans Christian Göthe, lebte, der Überlieferung zufolge, etwas nach der Zeit des westphälischen Friedens zu Artern im Mansfeldischen (Thüringen). Ein Sohn dieses Schmiedes, Fridericus Georg Goethé (wie er sich schrieb), seines Zeichens Schneider, kam nach vierthalbjährigem Aufenthalt in Frankreich, dem classischen Lande aller neuen Bekleidungskunst, nach Frankfurt, heirathete die Erbtochter des Schneidermeisters Lutz, übernahm dessen Geschäft und bewarb sich um das Stadtbürgerrecht. Er erhielt es am 28. Februar 1687, unter welchem Datum er in's Bürgerbuch eingetragen wurde: „Friederich Georg Göthe auß Abern im Manßfeldischen, Schneider, duxit filiam civis, juravit den 28. Februar 1687, dedit Burgergelt fl. 15, in's Handtwerck fl. 4"[1]. Er sprach französisch und war ein gereister, seines Handwerks wohlkundiger Mann. Über seinen Charakter hat man nur eine Notiz aus dem Tagebuch des Arztes Senckenberg, der nach dem Hörensagen 1733 notirt: „der verstorbene Göthe sei sonst ein artiger, aber hochmüthiger Kerl gewesen, die Musik wohlverstanden, aber über seinen Hochmuth von Sinnen gekommen". Er heirathete nach dem Tode seiner ersten Frau die Wittwe Cornelia Schelhorn (geb. Walter), welche ihm

[1] G. L. Kriegk. Die Brüder Senckenberg. Eine biographische Darstellung. Nebst einem Anhang über Göthe's Jugendzeit in Frankfurt a. M. Frankfurt 1869. S. 316.

nebst einem ansehnlichen Vermögen das Gasthaus zum Weidenhof ein= brachte. Von den acht Kindern beider Ehen überlebten ihn nur zwei Söhne um längere Zeit und setzten die Familie fort, Hermann Jakob aus erster, Johann Kaspar aus zweiter Ehe. Der erste wurde Zinngießer und kam 1747 als Mitglied der Handwerker=Bank in den Stadtrath.

Johann Kaspar Göthe (geb. 31. Juli 1710) wurde zu einer höheren Lebensstellung bestimmt, erhielt am Koburger Gymnasium die nöthige Vorbildung, studirte dann in Leipzig und Gießen die Rechte und erwarb an letzterer Universität den Doctorhut der Rechte. Nachdem er hierauf eine Zeitlang am Reichskammergericht zu Wetzlar prakticirt hatte, durch= reiste er zu seiner weiteren Ausbildung Italien, Frankreich und Holland. Ein Bericht über diese Reise, der sich erhalten hat, ist voll Klagen über die schweren Kosten und den endlosen Verdruß des Reisens. Dennoch war ihm diese Reise später seine liebste Erinnerung. Der sonst stille und einsilbige Mann wurde lebhaft und gesprächig, wenn er darauf zu sprechen kam.

„Niemand darf glauben," heißt es in seinem Bericht, „als ob die Anti= quitäten alleine die Fremden so häufig nach Italien lockten; es kommt die Bildhauer=, Malerkunst und Musik, anitzo aber die hochgestiegene mosaische Arbeit, die prächtigen Kirchen, vortrefflichen Kabinette noch dazu, weil alles in solcher Vollkommenheit allhier angetroffen wird, daß man an andern Orten nichts dergleichen mehr finden möchte, es möchte denn nur in einzelnen Stücken bestehn. Doch auch dieses Alles besteht in einer bloßen Liebhaberei, und trägt weder zur Glückseligkeit des Lebens, noch zu einem reellen Endzweck, der schon unter dem ersten mitbegriffen, etwas bei. — Genau gesagt ist es, daß man in Europa für sein Geld nicht unbequemer und verdrießlicher reiset als in besagtem Italien. Man bringt nichts mehr mit nach Hause als einen Kopf voller Kuriositäten, für welche man insgesammt, wenn man sie in seiner Vater= stadt auf den Markt tragen sollte, nicht zwei baare Heller bekäme." [1]

Nach Hause zurückgekehrt, hoffte Herr Johann Kaspar, mit Rück= sicht auf seine juristische und anderweitige vielseitige Bildung, ohne die übliche Ballotage zu einem städtischen Amte zu gelangen. Er verzichtete sogar auf die Emolumente. Doch die Hoffnung schlug fehl. Ziemlich verstimmt, zog er sich nun völlig in's Privatleben zurück. Kunstlieb= haberei und Sammelfleiß gewährten ihm zugleich einige Beschäftigung und Kurzweil in seiner durch pecuniäre Unabhängigkeit gesicherten Muße. Nicht ganz frei von Ehrgeiz jedoch, bewarb er sich um den Titel eines

---

[1] Dr. Karl Wagner. Briefe aus dem Freundeskreise von Göthe ꝛc. Leipzig, Fleischer. 1847. S. 2.

kaiserlichen Raths, einen Titel, mit dem keinerlei Amtssorge noch Amtsbeschäftigung verbunden war und den er auch am 16. Mai 1742 erhielt. Sechs Jahre später aber freite er — wie es scheint, mehr aus Beweggründen der Ehre, als der Liebe — um die Hand der erst siebenzehnjährigen Tochter Katharina Elisabeth des Stadtschultheißen Joh. Wolfgang Textor und ward mit derselben am 26. August 1748 vermählt.

Die Familie Textor (ursprünglich Weber) stammte aus der Gegend von Mergentheim im Jaxtkreise, und zählte schon durch ein paar Generationen angesehene Juristen und Beamten an ihrer Spitze. Am Ende des 17. Jahrhunderts nach Frankfurt gekommen, gab sie der Stadt erst einen Consulenten und ersten Syndicus (Joh. Wolfgang, starb 1702), dann einen Obristen und Stadtcommandanten (Joh. Nikolaus) und endlich den erwähnten kaiserlichen Rath und Schultheißen Johann Wolfgang Textor, Dr. juris[1]. Der einzige Sohn dieses Mannes ward wieder Jurist und Frankfurter Schöffe; von den Töchtern heirathete die älteste den Rath Göthe, die zweite den Materialienhändler Melber, die dritte den Prediger Starck, den Verfasser vieler Erbauungsschriften und geistlichen Lieder, die vierte scheint unverheirathet geblieben zu sein. So stand der Rath Göthe durch seine Verwandtschaft mit den höheren und niederen Kreisen der Bürgerschaft, mit Rath und Geistlichkeit, Handel und Handwerk in Fühlung. Die Würde des Stadtschultheißen aber, der 1745 von Maria Theresia eine goldene Kette mit ihrem Bildniß erhalten, goß über die ganze Familie einen gewissen aristokratischen Glanz aus, und als dem Rathe Göthe am 28. August 1749 sein erster Sohn geboren ward, erhielt derselbe, dem Großvater und der Familie zu Ehren, die Namen Johann Wolfgang.

Katharina Elisabeth Textor war kaum den Mädchenjahren entwachsen, als sie dem fast vierzigjährigen, ernsten, feierlichen Rath angetraut wurde, ein noch ganz jugendliches, fröhliches Wesen, unverwüstlich guten Humors, gesprächig, lebendig, in häuslichen Dingen wohl bewan-

[1] Der Arzt Senckenberg meldet von diesem Manne wenig Erbauliches: er sei in jüngern Jahren grober Ausschweifung ergeben gewesen, habe sich sogar des Ehebruchs schuldig gemacht, auch in ältern Tagen noch der Schlemmerei, der Trunksucht und Bestechlichkeit gehuldigt. Er gehörte wie Max von Lersner zu den „Aufgeklärten“ im Rath, welche französischen Modeflitter der alten bürgerlichen Einfachheit vorzogen, ohne Krägelchen im Römer erschienen. „Sie liebten Plaisanterie, wollten die alten, ehrlichen Bürger exterminiren und dagegen lüderliche, voluptueuse, unachtsame Bürger und Lumpen haben, die keine Ehre hätten, sich hudeln und wie Esel tractiren ließen.“ Kriegk, S. 344 ff.

dert, nicht ohne feinere Bildung, eine treffliche Märchenerzählerin, eine muntere Dichternatur und doch eine wackere, praktische Hausfrau, die überall selbst Hand anlegte, ohne Arroganz, Ziererei und böse Zunge. Mag auch ihr Charakter von den Verehrern Göthe's später allzu günstig ausgemalt worden sein, daß er ein recht glücklicher Charakter war, läßt sich nicht bezweifeln.

„Ordnung und Ruhe," so beschreibt sie sich selbst in einem Briefe an Fritz von Stein, „sind Hauptzüge meines Charakters; daher thu' ich Alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rathe des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann Alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte ... Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist; ich habe die Menschen sehr lieb und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt und dieß behagt allen Menschensöhnen und Töchtern, bemoralisire Niemanden, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt."

Diese Urgemüthlichkeit war aber, wie die starke, so auch die schwache Seite ihres Charakters. Sie nahm dieselbe allzusehr zum Maßstab, hielt sich die ernstern Ziele des Lebens aus dem Sinn, urtheilte in sittlichen Dingen, wenn auch nicht ganz wie „der Gevatter Wieland", doch mit ungeziemlicher Leichtfertigkeit und floh die Erinnerung an alles Peinliche und an den Tod, wie der Abergläubische den Anblick einer Kreuzspinne. Als ihr Mann alterte und sie ziemlich vereinsamt stand, nahm sie ihre Zuflucht zum Theater. Da suchte sie Trost und Freude. Das bischen Bibellesen und Sonntagspredigt, was sie in ihrer Jugend als Religion mit auf den Weg bekommen, reichte freilich nicht aus, ein Menschenherz ordentlich zu befriedigen. Dem Kreuz aber ging diese Religion säuberlich aus dem Weg oder ließ Christus wenigstens allein daran hängen. Der Glaube an seine Genugthuung genügte ja, und es handelte sich im Grunde nur darum, das Leben hienieden möglichst erträglich einzurichten [1].

[1] Was die damaligen religiösen Zustände Frankfurts anbelangt, so handhabte die lutherische Confession ihr Scepter als ausschließliche Staatsreligion mit solcher Strenge, daß der Hamburger Pastor Göze dem Rathe in einem eigenen Dankesschreiben dazu gratulirte: in Frankfurt lebe noch der rechte Gott! Die Reformirten konnten, obwohl reich und angesehen und sogar vom Kaiser unterstützt, zu keiner eigenen Kirche kommen. Vgl. A. Menzel, Deutsche Geschichte XI. 63—71. Die Katholiken konnten

Das war nun für die junge Frau Rath eigentlich keine so große Kunst. War auch der Herr Rath ein etwas ernster, einsylbiger, philisterhafter Mann, so war er doch eine recht gute Haut, hatte sie lieb und suchte ihr Freude zu machen. Das alte Haus am Hirschgraben, wenn auch etwas dunkel und winklig, war doch behäbig, wohnlich und gut ausgestattet. Geld, Wohlstand, Bequemlichkeit, ein wenig Luxus, Besuche und Freunde — nichts fehlte, obwohl die Familie nicht eigentlich ein Haus machte. Das wäre vielleicht auch noch gekommen, wenn die Frau Rath gewollt hätte; vorläufig ließ der Herr Gemahl sie Italienisch, Singen und Klavierspielen lernen.

Bei der Geburt ihres ersten Kindes schwebte sie einige Zeit in großer Lebensgefahr, das Kind selbst kam sehr schwächlich zur Welt, mit schwärzlichem Gesichte. Doch waren beide bald gerettet, und nun begann frohes Leben im Hause. Selbst die alte Großmutter schien sich dabei zu verjüngen; der gestrenge Herr Rath wurde gemüthlicher. Das Kind wuchs heran zum fröhlichen, geistvollen, vielversprechenden Knaben, dem man nie genug erzählen und erklären konnte. Mutter und Großmutter mußten neue Märchen erdichten, um seinen Wünschen zu genügen. Dem Kleinen fehlte es an nichts, was nur irgend einem reichen Bürgerkinde Freude und Belehrung bieten konnte. Gute Sachen und nette Kleider, schöne Bilderbücher und vielfaches Spielzeug, Kurzweil und Besuch — Alles war da in genügender Fülle. Der erste Unterricht mischte sich mit dem Spiele, die biblische Geschichte mit Märchen und Stadtgeplau-

---

zu keiner öffentlichen Anstellung, nicht einmal zu der eines Nachtwächters gelangen. G. Kriegk, Culturbilder aus dem 18. Jahrhundert. 1874. (S. 103. 105—108.) Seb. Brunner, Die theolog. Dienerschaft am Hofe Josephs II. Wien 1868. S. 432. Die Juden hatten noch ihren eigenen Ghetto. Dr. W. Stricker, Göthe und Frankfurt am Main. Berlin 1876. S. 9. Trotz dieser Intoleranz gegen die anderen Confessionen hatte der Materialismus in der Frankfurter vornehmen Welt viele Anhänger, welche Tugend und Recht als eine Chimäre verlachten. Diese hatten sich entweder ihre Bildung in Paris geholt, oder sich in Deutschland mit französischer „Bildung" bekannt gemacht. „Ein anderer Theil," sagt Kriegk, „war scheinbar religiös, d. h. kirchlich und äußerlich fromm, dabei im Herzen ebenso egoistisch, ebenso ehrgeizig, herrschsüchtig, habgierig und dem sinnlichen Genusse fröhnend als jene. Ihnen diente die Kirche als ein Mittel, die größten Gegensätze, nämlich die höchsten Güter und die niedrigsten Leidenschaften, zu vereinigen." Von diesen „Kirchen-Christen", wie Senckenberg sie nennt, schieden sich von Zeit zu Zeit Pietisten und Inspiraten aus, erstere meist eigensinnige Köpfe, „Spitzbuben, die sich für Heilige ausgeben." Vgl. die beiden angef. Werke von Kriegk und die trefflichen Art. von Prof. Johannes Janssen, Aus dem reichsstädtischen Leben im vorigen Jahrhundert. Alte und Neue Welt. IX. Jahrgang. 1875. S. 539 ff.

der, und Alles zusammen ward in buntem Durcheinander auf das Puppentheater gebracht, das Großmama ihrem Enkel schenkte. Des Vaters Liebhabereien, Mineralien, Seltenheiten, Bilder und Kupferstiche, bildeten nicht nur früh des Knaben Auge, sondern erweckten gleichfalls Wißbegier, Interesse für das Schöne und Seltene, Begier zu sammeln und zu ordnen. Im Hause des Großvaters bekam er die ersten Ahnungen von stadtmagistratlicher Majestät und von der Würde, welche diese auf sein eigenes Persönchen verbreitete. Pietistische Freundinnen der Mutter brachten ihm fromme Sprüche und Verslein bei; Freunde des Vaters, meist wunderliche Junggesellen, prädestinirten das Kind, je nach ihren eigenen Anschauungen, zu den verschiedensten Berufen und regten es zu Luftschlössern an, während es durch seine Eltern mit den geschichtlichen Herrlichkeiten Frankfurts, bald auch durch lose Gespielen mit dem bunten Jahrmarktstreiben der geschäftigen Stadt bekannt ward.

Wie die Mutter, so war im Ganzen die erste Erziehung — jugendlich, froh, spielend, nicht ganz ohne Religion, aber ohne alle religiöse Tiefe. Was die junge Frau von biblischer Geschichte wußte, das erzählte sie ihrem Kind — das war aber nicht viel und nicht von einem klaren, umfassenden, lebendigen Glauben getragen. Sie scheint mehr bei den idyllischen Patriarchengeschichten des Alten Testaments verweilt zu haben, als bei der Lehre, dem Leben und Tode des Gottessohnes. Wenigstens fanden jene eine lebhaftere Aufnahme und nachhaltigere Zuneigung. Reich war sie an praktischen Sprüchen und Sprüchwörtern, guten Einfällen und wohlangebrachten Lehren; aber bei Allem mußte etwas Witz und Humor sein und bei all diesem Witz und Humor ward das Kind, der Liebling Aller, ziemlich verhätschelt.

Von den weitern drei Kindern, mit welchen die Ehe gesegnet war, starben zwei in früher Jugend. Um so mehr vereinigte sich Liebe und Aufmerksamkeit der Eltern auf Wolfgang und seine um ein Jahr jüngere Schwester Cornelia (geb. 7. Dec. 1750), welcher Wolfgang leidenschaftlich zugethan war und mit welcher er bis über das Knabenalter hinaus gemeinschaftlich zu Hause erzogen wurde. Beide wurden zwar eine Zeit lang an die öffentliche Stadtschule geschickt, aber, da sie hier von ihren Altersgenossen Übles zu erleiden hatten, bald wieder zurückgenommen. Der Vater übernahm nun selbst die Leitung des Unterrichts und der Erziehung, während die Mutter neben dem strengen Tribunal seiner in's Kleinste gehenden Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe einen Appellhof der Milde und Nachsicht aufschlug. So bis zu den Universi-

tätsjahren im Schooße einer feingebildeten Familie verharrend, ganz außerhalb des steifen Reglements der orthodoxen Gymnasien, unter Aufsicht eines kunstliebenden Juristen und Privatiers und auch etwas an der Schürze einer gemüthreichen Mutter, mußte der an sich schon weichere harmonische Geist des jungen Göthe eine ganz verschiedene Richtung erhalten, als der durch Entbehrung, Druck, Schulzwang abgehärtete, aber auch zum Widerspruch aufgestachelte Charakter Lessings.

Den Kern des väterlichen Privatunterrichts bildete das unerläßliche Latein, das dem wohlgeschulten Doctor juris noch geläufig war. Wie aus noch erhaltenen Übungsstücken hervorgeht, bestand seine Methode weniger darin, in philologischer Weise möglichst viele Formeln einzupauken, als vielmehr praktisch zum Reden und Schreiben der Sprache anzuleiten.

In ähnlicher Weise, d. h. ohne gründliches grammatisches Studium, doch mit lebhaftem Streben, den Kreis des Wissens auszudehnen, wurde auch das Italienische, Französische, Griechische, später das Englische und sogar das Hebräische betrieben. Wißbegier und Neugier gingen dabei bunt durcheinander. Bei aller bureaukratischen Genauigkeit gab der Vater den Launen und Wünschen seines allzeit unruhigen, stets nach Neuem verlangenden kleinen Athenienſers sehr viel nach. Hilfslehrer für dieß und das nahmen der Erziehung ihr einheitliches Gepräge. Für die Mineralien, Raritäten, Kupferstiche und Gemälde des Vaters war weit mehr Interesse vorhanden, als für Geschichte und Geographie. Zur Musik und Mathematik war wenig Neigung zu bemerken, um so eifrigere Liebe zum Zeichnen, was dem Vater nicht mißfiel. Worauf er aber am meisten drang, war gute Haltung des Körpers, Anstand, Pünktlichkeit in allen Dingen, schöne, saubere Schrift, Ordnungssinn, pflichtschuldige Beobachtung geselliger Manieren. Er ging selbst in all dem mit gutem Beispiel voran, und commentirte dieses Beispiel mit zahllosen Ermahnungen. Der Reihe nach ließ er dann Tanz-, Fecht- und Reitunterricht hinzutreten, um seinem Sohne die größtmöglichste Kalokagathie zu verleihen. Auch der Poesie war er keineswegs abgeneigt. Die deutschen Dichter, welche sich des Reims bedienten, liebte er sogar und hatte sie in schönen Halbfranz-Bänden in seiner Bibliothek stehen: so Gellert, Haller, Hagedorn, Canitz, Drollinger, Creuz. Klopstocks Messiade dagegen konnte er des Hexameters wegen nicht leiden und schloß sie von seiner Poetenrepublik aus. Rath Schneider indeß, ein Hausfreund der Familie, dem das Gedicht als ein köstliches Erbauungsbuch galt, schmug-

gelte sie in's Haus ein, die Mutter las sie mit Andacht und die Kinder lernten ganze Stellen daraus auswendig und declamirten sie con furore. Als sie jedoch einst das Gespräch Satans und Adramelechs im rothen Meer so leidenschaftlich aufführten, daß der erschrockene Barbier bei den Worten Adramelechs: „O wie bin ich zermalmt" dem halb eingeseiften Herrn Rath das Seifenbecken über die Brust goß, „da gab es einen großen Aufstand ... und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hatten (und noch hätten anrichten können), war zu offenbar, als daß man sie nicht hätte auf's Neue verrufen und verbannen sollen". Mehr Gnade fanden dagegen Ovids Metamorphosen und Fenelons Telemach, Robinson Crusoe und Ansons Reise um die Welt, sowie die deutschen Volksbücher, „Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, der Kaiser Octavian, die schöne Magelone, Fortunatus mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden". Bei Onkel Starck, einem Prediger, lernte der kleine Poet zuerst den Dichtervater Homer in einer Prosa-Übersetzung kennen. Die Begebenheiten gefielen ihm unsäglich, nur mißfiel ihm, daß das Werk mit dem Tode Hectors endige und nichts von der Eroberung Troja's mittheile. Der Oheim verwies ihn auf Virgil, der dann seiner Forderung vollkommen Genüge that.

Gervinus schreibt es dieser häuslichen Privaterziehung zu, daß Göthe „das Bestreben der Massen nie habe achten lernen", von „Geschichte und Epos" nie in bedeutendem Grade gefesselt worden sei [1]. Mag ersteres richtig, letzteres wohl nur mit Beschränkung richtig sein, in religiös-sittlicher Hinsicht wäre der Besuch des damaligen Gymnasiums kaum etwas Besseres als eine Charybdis gewesen. Denn eine Scylla war die Erziehung, die er wirklich erhielt, nicht so sehr durch die Schuld der Eltern, als durch das Ungenügende ihres religiösen Bekenntnisses, und durch die allgemeine Zersetzung, in der sich dieses befand. Sie waren im Lutheranismus aufgewachsen, ohne sich in dessen Bekenntniß-Theologie zu vertiefen. Der kaiserliche Rath hatte viel zu viel Weltbildung, um ein rechter Stockprotestant zu sein. Von den Ländern, die er bereist, hatte ihm keines so wohl gefallen, als das schöne Italien, und von den Sprachen, die er gelernt, klang ihm keine so lieb, als das Idiom Petrarca's. Bilder von Rom, Peterskirche, Engelsburg, Colossäum u. s. w. schmückten einen seiner Vorsäle, und der sonst stille Herr wurde begei-

[1] Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. Leipzig 1843. IV. 499.

stert und beredt, wenn er jemanden fand, dem er die Kunstherrlichkeiten der katholischen Weltstadt erklären konnte. Andererseits war er aber auch kein Aufklärer oder Aufgeklärter in dem damaligen Sinn. Gewohnheit, hergebrachte Sitte, Pünktlichkeit, treue Beobachtung des allgemeinen Conventionellen waren ihm gewissermaßen zur andern Natur geworden, und so nahm er auch am Gottesdienste Theil und hielt auf die spärlichen übrigen Religionsbethätigungen, die sein Bekenntniß erheischt. Er war im Ganzen ein ernster, in sich gekehrter Mann, dabei aber liebevoll gegen Frau und Kinder, ein guter Haushalter, doch ohne Knauserei, dienstfertig und zuverlässig gegen diejenigen, die sich in juristischen Angelegenheiten an ihn wandten, in allen seinen Anschauungen gemäßigt conservativ, doch ein Bewunderer und eifriger Parteigänger Friedrichs II., während sein Schwiegervater, der Schultheiß, österreichisch gesinnt war.

Obwohl der kaiserliche Rath Göthe nicht zu den streng Orthodoxen zählte, scheint er doch das religiöse Moment der Erziehung nicht vernachlässigt zu haben. „Ich und mein Bruder," erzählt Göthe (Exercitia privata Mense Januario 1757), „sind heute morgen ein wenig vor sieben aufgestanden, und hat uns niemand aufgeweckt. Und nachdem uns die Magd gekämmt, haben wir mit gefaltenen Händen und gebogenen Knieen das Morgengebet gesprochen."

„Es versteht sich von selbst," heißt es weiter in Wahrheit und Dichtung, „daß wir Kinder neben den übrigen Lehrstunden auch eines fortwährenden und fortschreitenden Religionsunterrichts genossen. Doch war der kirchliche Protestantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockener Moral: an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen. Deßwegen ergaben sich gar mancherlei Absonderungen von der gesetzlichen Kirche: es entstanden die Separatisten, Pietisten, Herrenhuter, die Stillen im Lande und wie man sie sonst zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber alle bloß die Absicht hatten, sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu sein schien. Der Knabe hörte von diesen Meinungen und Gesinnungen unaufhörlich sprechen; denn die Geistlichkeit sowohl als die Laien theilten sich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abgesonderten waren immer die Minderzahl; aber ihre Sinnesweise zog an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbständigkeit." [1]

Aber nicht nur Pietisten und Pietistinnen (wie die als „schöne Seele" so berühmt gewordene Fräulein von Klettenberg) besuchten häufig

---

[1] Göthe's sämmtliche Werke in 30 Bänden. Stuttgart, Cotta. 1851. XVII. 36.

die Göthe'sche Familie, sondern auch Orthodoxe, Halborthodoxe, Toleranz- und Unionsmänner (wie der erwähnte Joh. Mich. von Loen), Indifferente und aufgeklärte Ungläubige. Schon als das Erdbeben von Lissabon 1755 ganz Europa mit Schrecken erfüllte, drangen dem aufmerksamen Knaben nicht bloß die apokalyptischen Betrachtungen der Gottesfürchtigen und die Strafpredigten der Geistlichen zu Ohren, sondern auch die Trostgründe der „Philosophen". Dieses Kreuzfeuer der religiösen Gegensätze nahm aber nicht ab, sondern zu. Niemand vermittelte sie dem jugendlichen Geiste, Niemand bot ihm etwas Besseres, als er, unbefriedigt von dem flachen Religionsunterricht, die Fühler seines Geistes unwillkürlich nach etwas Solchem ausreckte. Brachten ihn die Erzählungen des alten Testamentes auf den Gedanken, Gott Rauchopfer darzubringen, so verfluchte sein Katechismus dagegen das Opfer des neuen Bundes als Götzendienst. Sprach ihn die Poesie des alten Bundes mächtig an, so war diejenige des neuen zugleich mit der Sichtbarkeit der Kirche von dem prosaischen Besen des „reinen Evangeliums" hinweggeräumt. Auch die ganze schöne Welt der alttestamentlichen Offenbarung kam in's Wanken, als die den Knaben rings umfluthende Atmosphäre des Zweifels mächtiger auf ihn eindrang. In ächt protestantischer Weise sollte sie durch neugieriges Studium des hebräischen Grundtextes gerettet werden. Es war aber eine traurige Gestalt, in welcher die Wissenschaft dem erschütternden Bibelglauben zu Hilfe kam — der Gymnasialdirector Albrecht nämlich, ein lächerlicher, stets räuspender Pedant von äsopischem Äußern, schimpfselig wie ein Fuhrmann und skeptisch wie sein Lieblingsautor Lucian [1]. Statt die Glaubenszweifel des Knaben zu lösen, platzte er über dieselben in schallendes Gelächter aus und verwies auf bestaubte Foliobände, deren Zahl und Größe schon abschreckend wirken mußte. Eine solche Carricatur der Theologie untergrub vollends für immer das Ansehen dieser Wissenschaft im Geiste des jugendlichen Zweiflers. Was ihm von der Bibel und dem Bibelstudium blieb, war die ergreifende Poesie des ehrwürdigen Buches — das menschlich Schöne, das sich darin darstellt, ein vages religiöses Gefühl, das sich daran

[1] Der Mann war wegen seiner trivialen Schimpfwörter bei seinen Collegen sehr verrufen. Wie seine Schüler, so regalirte er auch sie mit Ausdrücken wie „infamer Kerl, Hundsf..." u. dgl. auch vor ihren Schülern. In Eingaben an die Schulbehörde wurde er der Parteilichkeit geziehen. Er soll auch am Gymnasium Holz gestohlen und unterm Mantel nach Hause getragen haben. Die Disciplin am Gymnasium war in argem Verfall. Bei Kriegk, Culturbilder.

heftete, wie an ein altes, theures Familienerbstück, das man noch aufbewahrt, obwohl es aus der Mode gekommen. Genährt ward dieses Gefühl des jungen Poeten durch die pietistische Freundin seiner Mutter, das Frl. von Klettenberg, deren weiches, sanftes, glaubensseliges Wesen ihn beruhigte und mächtig anzog. Unter dem Einfluß dieser „Heiligen", die ihre Tugend unter den feinsten Formen höherer Weltbildung verbarg, machte er ein langes Epos über den ägyptischen Joseph in klopstockisch-bodmerischem Stile, sowie geistliche Oden und Gedichte, von denen sich eines, „die Höllenfahrt Christi", erhalten hat.

Inzwischen hatte der siebenjährige Krieg (1756—63) schon längst das einförmige Stillleben der Familie unterbrochen. Der Großvater stellte sich auf die Seite Österreichs, der Vater auf Seite Preußens, wie die Mehrheit der Frankfurter Bürgerschaft. Diese erblickte in der Sache Preußens zugleich diejenige des Protestantismus und des Vaterlands, da das katholische Österreich, wie ihnen schien, bloß für seine Hausmacht kämpfte, — eben katholisch war und zudem noch den „Erbfeind", die Franzosen, als Verbündete wider den großen „deutschen" König in's Feld gerufen hatte. Ihre Begeisterung für Preußen, ihre Abneigung gegen Österreich war deßhalb eine sehr lebhafte; sie wollten in dem Bruderkriege zum Wenigsten nach Friedrichs Wunsch neutral bleiben und ihre Neutralität nöthigenfalls mit den Waffen behaupten. Ein gewaltiger Sturm der Erbitterung erhob sich, als am 2. Januar 1759 die Franzosen unter dem Vorwande bloßen Durchzugs sich gewaltsam der Stadt bemächtigten, nicht durch einfache Überrumpelung, sondern unter Mitwissen und Beihilfe von acht Rathsmitgliedern, worunter sich der Stadtschultheiß Textor und der erwähnte Erasmus Senckenberg befanden. Den Preußisch-Gesinnten galt das als schändlichster Verrath. Zwischen Rath Goethe und seinem Schwiegervater kam es darob sogar zu thätlicher Feindseligkeit.

„Am 1. April 1760," erzählt der Arzt Senckenberg, „passirte, daß Mr. Thorane, lieutenant du roi, der bei Rath Göthe, genero sculteti Textoris, im Hause liegt, demselben mit Gemälden alle Zimmer wegnahm und sie sehr einschränkte. Er beschwerte sich gegen Socerum Textorem, der aber ihn nicht hörte und sagte, er solle es hinnehmen. Bald darauf hielte Textoris Tochter, Pfarrin Starckin, Kindbett, und waren bei der Mahlzeit in Pastoris Hause Textor et gener Goethe. Da redeten sie von dieser Materie, und Textor gab Göthen keine guten Worte. Dieser wild sagte: er verfluche das Geld, so Textor die Stadt den Frantzosen zu verrathen genommen habe, wolle nichts davon (am Rande steht noch beigeschrieben: und verfluche die, so sie herein-

gelassen). Textor warf ein Messer nach ihm, Göthe zog den Degen, Pastor Starck wurde über diese Begebenheit damahl aus Schrecken krank. Pfarrer Claudi, so dabei war, stifftete Frieden .... Vera est historia etc. ...“ [1]

Drei Jahre (bis in den Dec. 1762) blieben die Franzosen in Frankfurt. Die Stadt litt sehr: denn sie wurde nicht nur zum Hauptquartier, sondern auch zum Hauptlazareth der französischen Armee. Die Einquartierung selbst lastete hart auf der Bürgerschaft, der Preis der Lebensmittel stieg. Die Stadtkasse wie der Beutel der Einzelnen wurde sehr hart mitgenommen, die Contributionen mit Härte eingefordert, die Lieferungen schlecht bezahlt, die Freiheit war auf Schritt und Tritt beschränkt und die Stadt durch die vielen schlecht bestellten Lazarethe sogar mit Seuchen bedroht. Obwohl von einzelnen Offizieren, wie gerade von Thorane, schöne Züge von Rechtssinn berichtet werden, benahm sich doch die Occupationsarmee im Ganzen und Großen mit herausfordernbem Übermuth — und der Klagen der Bürger war kein Ende. Dazu war der damalige Geist der französischen Armee nicht verschieden von demjenigen ihrer Hauptstadt. „Sie sind in ihrem Elend lustig, singen, springen, saufen, fressen, h . . . n, sagen, sie seien in Frankfurt, um sich lustig zu machen, kommen nie zu nüchternem Nachdenken, sagen, ob man lebe oder todt sei, sei einerlei u. s. w.“ Pariser Modehändler und Schuhputzer, französische Industrielle und Schauspieler ließen sich in Frankfurt nieder. Wachsende Unsittlichkeit zerstörte das Glück ganzer Familien. Während die ältern, bessern Bürger immer mehr dem „Erbfeind“ grollten, ließ sich jüngeres und leichtsinniges Volk wie auch Auf- und Abgeklärte höheren Alters das pläsirliche Modeleben wohl gefallen und nahmen sogar ein Beispiel daran [2].

Unter solchen Umständen war es für den jungen Wolfgang schwierig, zu einem „deutschen“ Patriotismus zu gelangen. Er war anfänglich wie der Vater „fritzisch“ gesinnt. Nach Besetzung der Stadt nahm indeß diese

[1] Kriegk, Die Gebrüder Senckenberg. S. 136.

[2] Die sittlichen Zustände Frankfurts waren schon vorher nicht die besten. Die Masse der Bevölkerung schwamm im breiten Fahrwasser einer gedankenlosen Genußsucht. Trunksucht und Schlemmerei, Spiel und Liederlichkeit waren an der Tagesordnung. Buhldirnen wurden öffentlich geduldet. Verführung, Ehebruch und Entführungen kamen in den höchsten Ständen vor. Mehrere Rathsherren waren wegen unzüchtigen Wandels in der ganzen Stadt verschrieen. Erasmus von Senckenberg (Bruder des erwähnten Arztes) blieb, obwohl notorisch der Urkundenfälschung, der Nothzucht, der gemeinsten Betrügereien schuldig, über zwei Jahrzehnte Mitglied des Raths.

Gesinnung eine entschiedene Schwenkung zu Gunsten der Franzosen, die im Grunde auch „fritzisch“ war; denn Fritz war ja selbst ²/₃ Franzose. Nun, die Franzosen brachten Abwechslung in Stadt und Haus. Es gab viel Neues zu sehen und zu hören; die Sprache und die Lebhaftigkeit der Fremden zogen den deutschen Knaben mächtig an. Durch den Großvater habe er — so erzählt er — zu des Vaters Verdruß ein für jeden Tag giltiges Freibillet zu dem von den Franzosen eröffneten Theater erhalten, wacker französisch gelernt, Racine gelesen und sich durch Studium und Sprechübung bald in Stand gesetzt, den Vorstellungen täglich zu folgen. Dann habe er mit einem geriebenen jungen Franzosen, Derones, angebunden, durch ihn Zutritt hinter die Coulissen erlangt, die Schauspieler und Schauspielerinnen beim Aus- und Ankleiden gesehen, sich an ihre „Natürlichkeit“ gewöhnt, als Zuschauer den ganzen Cursus der damaligen französischen Bühne durchgemacht, selbst ein Stück im Stile des Piron verfaßt, das aber von Derones verworfen worden sei, dann Corneille's Abhandlung über die drei Einheiten studirt und diesen theoretischen Plunder von sich geschüttelt. Endlich ein kleines Duell mit Derones und Anfänge einer Liebschaft mit dessen Schwester. Etwas viel für einen Knaben zwischen 11 und 13 Jahren! Lessing selbst hatte um diese Zeit — obwohl 20 Jahre älter — den französischen Classicismus nun eben erst überwunden. Indessen das Genie thut viel und wie die Alten sagen — malitia supplet aetatem. So viel darf wohl schon als fester Kern dieser Erzählung angenommen werden, daß Göthe während der französischen Einquartierung nähere Bekanntschaft mit der lockeren französischen Cultur gemacht hat, weder zum Vortheil seiner Sitten noch seiner Religiosität.

Nur ein Jahr, nachdem die Franzosen abgezogen und wieder Friede geworden war, rüstete sich Frankfurt zur feierlichen Krönung Josephs II., den sein Vater noch bei eigenen Lebzeiten mit der römischen Königskrone geschmückt sehen wollte. Wolfgang Göthe bekam da den ganzen äußeren Apparat alter Reichsherrlichkeit mit eigenen Augen zu sehen. Doch der Eindruck war kein großer, bewältigender. „Der junge König (geb. 1741) schleppte sich in den ungeheuern Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte.“ Göthe's Aufmerksamkeit war zudem, wenn man seinem spätern Berichte glauben will, eine sehr getheilte, da er, der erst Vierzehnjährige, in dem nachher so berühmt gewordenen „Gretchen“ bereits seine „erste

Liebe“ gefunden hatte, und die festlichen Tage der Krönung an ihrer Seite zubrachte. Dieses Gretchen gehörte zu einem Kreise jungen, losen Gesindels, das den Knaben durch scherzhafte Benützung seiner poetischen Anlagen geködert hatte, dann ihn als Patron bei seinem Großvater auszubeuten suchte, und ihn endlich — da die Bande unter andern Kunststücken auch Fälschung von Handschriften, Schuldscheinen u. s. w. trieb —, entdeckt und aufgegriffen, in frühe Schmach und Schande gebracht haben würde, wäre nicht das Ansehen der Familie und die Sorge des Rathes Schneider schützend dazwischen getreten. So erzählt er selbst in der breiten Ausführlichkeit eines ganzen Romans.

„Bei meiner Geschichte mit Gretchen,“ so ergänzt er sich an einer anderen Stelle, „und an den Folgen derselben hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, Alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und Jedermann beträgt sich dabei anständig genug; aber im Innern sieht es öfter um desto wüster aus, und ein glattes Äußeres übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt, und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hineinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerutte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder in's Verderben stürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hilfe die Hand öfters geboten!“ [1]

Wie weit der sogen. „Gretchen-Roman“ der Dichtung, wie weit er der Wahrheit angehört, ist noch nicht in allen Punkten klar gestellt; die Thatsache einer solchen frühen Liebschaft kann kaum bestritten werden. Von zwei anderen Versuchen zu Liebes- und Galanterie-Abenteuern, die Göthe in diesen frühen Jahren machte, geben Jugendbriefe aus Leipzig ausdrückliche Kunde: darin ist der Bemühungen gedacht, durch die er sich die Gunstbezeugungen einer W. erworben, sowie seiner Liebe zu Charitas Meixner, einer Freundin seiner Schwester, der Tochter eines reichen Wormser Kaufmanns, die er im Hause des Rathes Moritz kennen gelernt

[1] Die genauen Untersuchungen des Stadtarchivars Kriegk über die Culturzustände Frankfurts um diese Zeit liefern die urkundlichen Belege, daß Göthe hier nicht übertrieben hat, daß unter dem glatten französischen Modefirniß wirklich eine traurige Corruption in der Stadt waltete. Wie weit Göthe durch seinen Gretchenroman in deren Netze verwickelt wurde, darüber liegen keine Documente vor. Vgl. Die Br[illegible] Senckenberg. S. 326.

hatte. An letztere richtete er noch von Leipzig aus Liebesversicherungen, sowohl in Prosa als in steifen Alexandrinern.

Der Rückschlag, den diese fortgeschrittene „Weltbildung“ auf seine religiösen Gesinnungen ausübte, war kein günstiger.

„Ich ward zu meiner Zeit bei einem guten, alten, schwachen Geistlichen, der aber seit vielen Jahren der Beichtvater des Hauses gewesen, in den Religionsunterricht gegeben. Den Katechismus, eine Paraphrase desselben, die Heilsordnung wußte ich an den Fingern herzuerzählen, von den kräftig beweisenden biblischen Sprüchen fehlte mir keiner; aber von alledem erntete ich keine Frucht. Denn als man mir versicherte, daß der brave alte Mann seine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichte, so verlor ich alle Lust und Liebe zur Sache, ließ mich die letzten acht Tage in allerlei Zerstreuungen ein, legte die von einem älteren Freunde erborgten, dem Geistlichen abgewonnenen Blätter in meinen Hut, und las gemüth- und sinnlos alles dasjenige her, was ich mit Gemüth und Überzeugung wohl zu äußern gewußt hätte.

„Aber ich fand meinen guten Willen und mein Aufstreben in diesem wichtigen Falle durch trockenen, geistlosen Schlendrian noch schlimmer paralysirt, als ich mich nunmehr dem Beichtstuhl nahen sollte. Ich war mir wohl mancher Gebrechen, aber doch keiner großen Fehler bewußt; und gerade das Bewußtsein verringerte sie, weil es mich auf die moralische Kraft wies, die in mir lag, und die mit Vorsatz und Beharrlichkeit doch wohl zuletzt über den alten Adam Herr werden sollte. Wir waren belehrt, daß wir eben darum viel besser als die Katholiken seien, weil wir im Beichtstuhl nichts Besonderes zu bekennen brauchten, ja, daß es auch nicht einmal schicklich wäre, selbst wenn wir es thun wollten. Dieses Letzte war mir gar nicht recht: denn ich hatte die seltsamsten religiösen Zweifel, die ich gern bei einer solchen Gelegenheit berichtigt hätte. Da nun dieses nicht sein sollte, so verfaßte ich mir eine Beichte, die, indem sie meine Zustände wohl ausdrückte, einem verständigen Manne dasjenige im Allgemeinen bekennen sollte, was mir im Einzelnen zu sagen verboten war.“

Verwirrt jedoch von allerlei widersprechenden Eindrücken des Augenblicks, las er im Beichtstuhl nur eine allgemeine Formel aus dem Buche ab, entfernte sich nach erhaltener Absolution weder warm noch kalt, ging des andern Tags mit seinen Eltern zum Abendmahl und betrug sich ein paar Tage, „wie es sich nach einer so heiligen Handlung wohl ziemte“. Doch bald tauchten Unruhen und Gewissensbedenken über unwürdigen Empfang des Abendmahles auf. „Falsche Zusage, Heuchelei, Meineid, Gotteslästerung, Alles“ schien ihm bei der heiligsten Handlung auf dem Unwürdigen zu lasten, „welches um so schrecklicher war, als ja Niemand sich für würdig erklären durfte und man die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt Alles ausgeglichen werden sollte, doch auf so manche Weise bedingt fand, daß man nicht sicher war, sie sich mit Freiheit zueignen zu dürfen.“ Um

allen Scrupeln und Unruhen auf einmal zu entgehen, beschloß er, sich, so bald er nur könnte, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden [1].

So war Göthe schon ziemlich mit dem lutherischen Bekenntnißglauben zerfallen, als er das 15. Jahr erreicht hatte und die Wahl eines Berufsstudiums an ihn herantrat. Diese Wahl fiel allerdings nicht ihm anheim, der Vater traf sie. Was ihm versagt geblieben, eine höhere bürgerliche Rangstufe im Regiment der Vaterstadt, das sollte nach dem Wunsche des kaiserlichen Rathes der Sohn erringen. Leipzig, wo er selbst die juridischen Studien begann, wurde als Universität ausersehen. Dem Vater zuliebe studirte Wolfgang vorläufig fleißig den kleinen Hopp (einen kurzen Abriß der Institutionen), sah sich aber dabei auch nach anderweitigen, ihm mehr zusagenden Kenntnissen um. „Unruhige Wißbegier trieb mich weiter; ich gerieth in die Geschichte der alten Literatur und von da in einen Encyklopädismus, indem ich Geßners Isagoge und Morhofs Polyhistor durchlief und mir dadurch einen allgemeinen Begriff erwarb, wie manches Wunderliche in Lehre und Leben schon mochte vorgekommen sein. Durch diesen anhaltenden und hastigen, Tag und Nacht fortgesetzten Fleiß verwirrte ich mich eher, als ich mich bildete; ich verlor mich aber in ein noch größeres Labyrinth, als ich Bayle in meines Vaters Bibliothek fand und mich in denselben vertiefte." Diese Pandorabüchse von Zweifel, Spott und Obscönität mußte auf den bereits verwirrten Geist des angehenden Juristen um so schädlicher einwirken, als dieser inzwischen autodidaktisch mit einem andern jungen Freund ein wenig Philosophie getrieben und auf diesem Gebiet ebenso wenig Befriedigung gefunden hatte, als in seinem lutherischen Bekenntnißglauben. Ohne alle speculative Vorbildung lief dieß Studium eben nur auf eine flüchtige Umschau in der Geschichte der Philosophie hinaus, in deren Wirrwarr er nirgends festen Fuß zu fassen vermochte. Er sah hier nur, „daß immer Einer einen andern Grund suchte, als der Andere, und der Skeptiker zuletzt Alles für grund- und bodenlos ansprach". Einen Ausweg aus diesem bodenlosen Sumpf des Skepticismus versuchte er nicht, da er in „Religion und Poesie" schon Alles zu besitzen meinte, was die Philosophie im günstigsten Falle zu bieten vermöchte, ja noch mehr. „Denn da in der Poesie ein gewisser Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben solcher Glaube an das Uner-

[1] Ges. Werke. XVII. 246 ff.

gründliche stattfinden muß", so schienen ihm „die Philosophen in einer sehr üblen Lage zu sein, die auf ihrem Felde Beides beweisen und erklären wollten". Er vertröstete sich mit der Vorstellung, daß bei den ältesten Männern und Schulen Religion, Philosophie und Poesie in Eins zusammenfielen, ohne diesen Zusammenhang gründlich zu untersuchen, und legte in Übergehung dieser Frage die Grundlage zu einer Oberflächlichkeit, aus der ihn weder die Schärfe des Aristoteles noch die Fülle des Plato herauszureißen vermochten, weil er sie nicht verstand, wenn er sie überhaupt je ordentlich gelesen und studirt hat. Wie Mendelssohn und Lessing verschaffte er sich die wohlfeile Vorliebe für Sokrates, den „trefflichen, weisen Mann, der wohl im Leben und Tod sich mit Christo vergleichen lasse. Seine Schüler hingegen schienen" ihm „große Ähnlichkeit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweiten und offenbar jeder nur eine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte". Da er wegen Mangels jeglicher philosophischen Bildung die größten Philosophen ebenso wie die Apostel für beschränkte Tröpfe hielt, bildete sich der junge Naseweis ein, es komme ja nicht auf das Wissen, sondern auf das Handeln an und griff zu den Stoikern, die leichter zu verstehen waren und deren Theater-Moral auch leichtere praktische Forderungen stellte [1].

---

[1] Ebds. S. 200 ff.

2. Abschied von der alten Wissenschaft. Leipziger Studien und Leipziger Poesie.

1765—1768.

„Der junge Göthe ergab sich einem etwas wüsten Leben, welches seinen Körper auf lange Jahre hinaus zerrüttete."
R. von Gottschall, Unsere Zeit. 1875. II. 894.

„Man kann wohl sagen, daß selten ein bedeutender Dichter so nichtssagend begonnen hat, wie Göthe in diesen Stücken.
Unsere Zeit. 1865. II. 952.

In Begleitung des Buchhändlers Fleischer und dessen Gemahlin reiste Wolfgang um Michaelis 1765 nach Leipzig. Am 19. October wurde er als Jurist und Angehöriger der „Bayerischen Nation" immatriculirt. Den Tag darauf schrieb er an einen Frankfurter Freund:

„Ich habe heute zwei Collegien gehört, die Staatengeschichte bei Professor Böhme und bei Ernesti über Cicero's Gespräche vom Redner. Nicht wahr, das ging an. Die andere Woche geht Collegium philosophicum et mathematicum an. Gottscheden habe ich noch nicht gesehen. Er hat wieder geheurathet. Eine Jungfrau Obristleutnantin. Ihr wißt es doch. Sie ist 19 Jahr und er 65 Jahr. Sie ist 4 Schue groß und er 7. Sie ist mager wie ein Häring und er dick wie ein Federsack. — Ich mache hier große Figur. Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer. Ich werd es auch nicht. — Ich brauche Kunst, um fleißig zu sein. In Gesellschaften, Concert, Komoedie, bei Gastereyen, Abendessen, Spazirfahrten so viel es um diese Zeit angeht. Ha! Das geht köstlich. Aber auch köstlich kostspielig. Zum Henker, das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehst du sie nicht mehr fliegen? Da marschierten 2 Louisd'or. Helft! da ging eine. Himmel, schon wieder ein paar Groschen, die hier sind wie Kreuzer bei euch draußen im Reich. Aber dennoch kann hier einer sehr wohlfeil leben. So hoffe ich des Jahrs mit 300 Rthlr., was sage ich mit 200 Rthlr. auszukommen. N. B. Das nicht mitgerechnet, was schon zum Henker ist."

Die Empfehlungsschreiben, welche ihn auf solidere Bahnen führen und daran fesseln sollten, hatte der muntere Musensohn übrigens pflichtschuldigst abgegeben und sich insonderheit dem Hofrath Böhme, Professor der deutschen Reichshistorie und des allgemeinen deutschen Reichsrechts, vorgestellt, an den er vor Allem von seinem Vater empfohlen war.

Doch rückte er dem grundgelehrten Manne gegenüber ganz unumwunden mit dem bisher sorgfältig gehüteten Herzensgeheimniß heraus: daß er sich, den Absichten des Vaters unerachtet, nicht so sehr auf Juristerei zu legen gedächte, als auf die schönen Wissenschaften, Sprachen, Literatur und Poesie. Herr und Frau Böhme legten hierüber gleichermaßen Verwunderung und gelindes Entsetzen an den Tag. Ihre Remonstrationen blieben anfangs unwirksam. Die Hofräthin indeß, eine gebildete Dame, wußte eine Vereinbarung anzubahnen, nach welcher den Wünschen des Sohnes sowohl als denjenigen des Vaters Rechnung getragen werden konnte. Darnach sollte das juristische Berufsstudium nicht als ausschließliches Ziel betrachtet werden, sondern als Rückhalt für die schöneren, anmuthigeren Studien, welche sonst allzusehr in der Luft schweben und keine entsprechende Lebensstellung gewähren möchten.

Wolfgang ging hierauf ein. Er belegte Böhme's Vorlesungen, meldete sich aber zugleich für die philosophischen, mathemathischen und physikalischen Collegien Winklers, hörte Ernesti über Cicero de Oratore und besuchte Gellerts Vorlesungen über deutsche Literatur und dessen Practicum.

„Meine Collegia," erzählt Göthe, „besuchte ich anfangs emsig und treulich; die Philosophie wollte mich jedoch keineswegs aufklären. In der Logik kam es mir wunderlich vor, daß ich diejenigen Geistesoperationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, so auseinanderzerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge (ens), von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr so viel zu wissen, als der Lehrer selbst, und es schien mir an mehr als Einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging alles noch in ziemlicher Folge bis gegen Fastnacht, wo in der Nähe des Professors Winkler auf dem Thomasplan gerade um die Stunde die köstlichsten Kräpfel heiß aus der Pfanne kamen, welche uns denn dergestalt verspäteten, daß unsere Hefte locker wurden und das Ende derselben gegen das Frühjahr mit dem Schnee zugleich verschmolz und sich verlor." [1]

So war die Grundlage jeder tieferen, wissenschaftlichen Bildung, Logik und Metaphysik für immer überwunden. Denn Göthe ist nie mehr darauf zurückgekommen. Er hat für alle systematische Philosophie zeitlebens die tiefste Verachtung bewahrt und ihr nicht nur jeglichen Zweig sonstigen Wissens, sondern auch die „heißen Kräpfel" vorgezogen. An der trockenen Mathematik hatte er ebenfalls wenig Geschmack; er sah sich als Herr Geheimrath im Alter von 37 Jahren noch genöthigt, in der

[1] Ges. Werke. XVII. 224.

Algebra das Elementare nachzuholen, was er sich über den Kräpfeln und anderer Kurzweil verabsäumt hatte[1]. Dagegen unterhielt er sich nicht übel an Winklers physikalischen Lesungen, verkehrte gern mit den jungen Medicinern, hörte sie mit Interesse über Botanik, Anatomie u. dgl. reden, und legte so den Grund zu jener realistischen Naturbetrachtung, die für ihn später die Stelle der Philosophie vertrat.

Den juristischen Collegien erging es bald nicht viel besser, als der Philosophie. Die Vorlesungen Böhme's reichten nicht weit über die Kenntnisse hinaus, die Göthe sich theils durch Privatlectüre, theils durch den häuslichen Unterricht seines Vaters, mehr spielend als studirend erworben hatte. Die alten Professoren mißfielen ihm, weil sie sich in der einmal selbstangequälten Schablone verknöcherten, die jungen, weil sie sich offenbar erst auf Kosten ihrer Zuhörer zu bilden suchten und den ganzen Ballast ihrer eigenen Vorbereitungen mit in die Schule schleppten. Die Hefte schrumpften ein, die Perrücken des Reichskammergerichts und andere Caricaturen füllten deren leere Blätter. Der junge Jurist wandte sich bald ganz von seinem Fache ab und der Literatur zu. Doch auch hier sollte es zu einem geregelten, planmäßigen Studium nicht kommen.

Der sanfte, feine und zierliche Gellert flößte zwar dem ebenfalls feinfühligen Musensohn Verehrung und Liebe ein, war ihm aber doch schließlich gar zu ernst und frommselig. In seinem Practicum mahnte er durch häufige Jeremiaden von der Poesie ab, wünschte nur prosaische Aufsätze, beurtheilte diese immer zuerst und behandelte etwaige Verse nur als eine traurige Zugabe. Göthe's poetische Arbeiten fanden bei ihm keine Gnade, und die einzige Leitung, die seinem außerordentlichen Talente zu Theil ward, bestand darin, daß Gellert sie gleich denjenigen der Andern durchsah, fleißig mit rother Dinte corrigirte, dann und wann eine fromme Mahnung daneben schrieb und eine säuberliche äußere Ausstattung in Stil, Sprache und Schrift erzielte. Die helle Prosa! Bei Ernesti, aus dessen Vorlesungen Göthe zuverlässige ästhetisch-kritische Grundsätze zu gewinnen hoffte, fand er sich ebenfalls sehr enttäuscht. Denn hier wurde der ihm liebgewordene Wieland scharf zerzaust. Professor Clodius, dem Göthe seine eigenen poetischen Versuche vorlegte, ver-

[1] So meldet er am 23. Mai 1786 der Frau von Stein, daß er noch bis zum 26. in Jena bleiben werde, weil es da „so ruhig und still sei“, und er bei Wiedeburg, der eine treffliche Methode habe, gern die vier Species durchbringen möchte. Am 25. war er mit den vier Species durch. Düntzer, Charlotte von Stein. Stuttgart 1874. Bd. I. S. 258. 259.

wüstete dieselben mit rother Dinte, ohne praktisch zu zeigen, wie man's besser machen könnte. Professor Morus, ein anderer Schöngeist, klagte über das „Gottschedische Gewässer", doch ohne eine Taube der Rettung fliegen zu lassen. Die Hofräthin Böhme, welche sich Wolfgang nun als Muse auserkor, kannte ebenfalls kein Erbarmen, machte Alles unerbittlich herunter. Er verzweifelte endlich und warf alle seine bisherigen Arbeiten in's Feuer. So erzählt er wenigstens in „Wahrheit und Dichtung".

Während der jugendliche Rechtsgelehrte so in kurzer Zeit nicht nur die gestrengen vier Facultäten, sondern auch seinen bisherigen poetischen Gesichtskreis quitt ward, vollzog sich in ihm so ziemlich dieselbe Umwandlung, welche zwanzig Jahre zuvor — an derselben Universität, ja im selben Logis (bei Frau Staube im Hof der Großen Feuerkugel) — der Predigersohn Gotthold Ephraim Lessing durchgemacht. Nur hatte Göthe weniger Reste von Orthodoxie abzustreifen, war milder und harmonischer von Charakter, mehr vom Glück begünstigt und brauchte kaum mit äußeren Lebensschwierigkeiten zu ringen. Aber wie Lessing ward er erst ein Stutzer, dann in seiner Art gemäßigt flotter Studio, Schöngeist, Theater- und Kunstliebhaber, Poet und Literat.

Den Anfang dieser Metamorphose machte Göthe bei der Hofräthin Böhme, welche, kinderlos und durch Kränklichkeit meist an das Zimmer gefesselt, ihr Vergnügen daran fand, den jungen, einnehmenden Studenten unter ihre mütterliche Leitung zu nehmen, das noch etwa Kantige und Viereckige seiner reichsstädtischen Frankfurter Erziehung abzuschleifen und ihn zum salonfähigen Dandy heranzubilden. Denn Leipzig war in Allem, was Eleganz, Mode, feineren geselligen Ton betraf, dem kaiserlich-bürgerlichen Frankfurt weit voraus — „ein klein Paris und bildet seine Leute". Die alte Dame zog ihn in Gesellschaft, lehrte ihn Whist und l'Hombre und brachte ihm Ton und Haltung der feineren sächsischen Welt bei. Weitere Ausbildung in diesem Sinne bot die Gesellschaft jüngerer Leute, welche der Jüngling aufsuchte und fand. Da wurde sein Dialect und seine Sprechweise als altfränkisch verspottet, seine Garderobe aber kam noch schlimmer weg. Es blieb nichts übrig, als sie abzuschaffen. Göthe's Jugendgenosse, Horn, schrieb darüber an ihren gemeinsamen Freund Moors in Frankfurt (12. August 1766):

„Von unserem Göthe zu reden! — Das ist noch immer der stolze Phantast, der er war, als ich herkam. Wenn Du ihn nur sähest, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All

seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von einem so närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch dieses ist ihm alles einerlei; man mag ihm seine Thorheit vorhalten so viel man will.

Man mag Amphion sein und Feld und Wald bezwingen,
Nur keinen Göthe nicht kann man zur Klugheit bringen.

„Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur, seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat (bloß weil es die Fräulein gern sieht) solche porte-mains und Geberden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn Du es nur sähest!

il marche à pas comptés
Comme un Recteur suivi des quatre facultés."

Moors machte nach dem Wunsche Horns seinem Freunde über dieses sonderbare Betragen Vorwürfe, worauf dieser erklärte, daß es bloß auf Verstellung beruhe, um nämlich durch seine affectirte Galanterie eine wirkliche Liebschaft mit einem anderen Mädchen zu bemänteln. Horn lernte es selbst kennen und war in seinem Rückschreiben voll des Lobes über dessen Vorzüge. „Er liebt sie sehr zärtlich," heißt es da, „mit den vollkommenen, redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht.... Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch ... ꝛc." Göthe ermangelte nicht, auch selbst noch über eine so hochwichtige Sache an Moors zu schreiben. Die Sache selbst billigte er, nur daß das Mädchen unter seinem Stande sei, darüber glaubte er sich entschuldigen zu müssen:

„Denke als Philosoph, und so mußt Du denken, wenn Du in der Welt glücklich sein willst (!), und was hat alsdenn meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen der denkt. Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und iezo fühle ich zum allererstenmale das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädgens nicht denen elenden kleinen Tracasserien des Liebhabers zu danken, nur durch meinen Charakter, durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtrefliche Herz meiner

S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann, wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden uns zu trennen. Solltest Du nur dieses fürtrefliche Mädchen kennen, Du würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja, sie ist des größten Glückes werth, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können, etwas dazu beyzutragen."

In Leipzig war es Sitte, daß die Professoren gegen ein angemessenes Kostgeld eine Anzahl Studenten an ihren Mittagstisch zogen. Dieser Sitte entsprechend, hatte Göthe sich anfänglich der Tafelrunde des Hofraths und Professors Ludwig angeschlossen, welche vorzugsweise aus Medicinern bestand und wo es mancherlei über Medicin und Naturwissenschaften zu hören gab, was den künftigen Doctor „Faustus" anzog. Als jedoch um Ostern 1766 der etwas ältere J. Georg Schlosser, sein Landsmann und späterer Schwager, nach Leipzig kam, gab er den Tisch bei Hofrath Ludwig auf und schloß sich mit Schlosser einer andern Tischgesellschaft an, welche im Hause des Weinhändlers Schönkopf speiste. Die Tochter dieses Wirthes und Weinhändlers, Anna Katharina oder Käthchen, ist, wie ziemlich allgemein angenommen wird, jene S., von welcher in dem angeführten Brief die Rede ist, und identisch mit jenem Aennchen, das Göthe in „Wahrheit und Dichtung" als Gegenstand seiner Liebesquälereien erwähnt. Sie war drei Jahre älter als der Frankfurter Student, ein munteres, kluges Mädchen, das sich die Complimente und Galanterien der Studenten gefallen ließ, ohne sich dieselben sehr zu Herzen zu nehmen, sie wohl auch etwas neckte, anführte und quälte, aber schon zwei Jahre später eine solide Wahl traf und sich mit dem Juristen Dr. Kanne verheirathete.

Mehr Einfluß als irgend ein anderes Mitglied dieser Tischgesellschaft erlangte auf Göthe ein gewisser Behrisch, der zwar die Mittagstafel bei Schönkopfs nicht besuchte, aber sich regelmäßig Abends zum Kränzchen oder zum Besuche Göthe's daselbst einfand, nachdem er seinen jungen Grafen von Lindenau, dessen Hofmeister er war, in die Hände des Kammerdieners übergeben. Er war ein Bummler, ohne alle tiefere Bildung, ohne poetisches Talent, aber in Stadt-, Mode- und Literatur-Neuigkeiten stets auf dem Laufenden, voll närrischen Ulkes und gelegentlich auch bereit, sich mit Autorität und einem gewissen Esprit über Kunst und Literatur vernehmen zu lassen. Durch freundliche Zuvorkommenheit, kleine Dienste und humoristische Originalität wußte er Göthe in so hohem Grade zu fesseln, daß dieser ihm all seine literarischen und sonstigen Projecte anvertraute und sich ihn völlig zum Mentor nahm. Er verwarf

Göthe's Absicht, seine Jugendgedichte jetzt schon drucken zu lassen, und Göthe unterzog sich folgsam diesem Urtheil, ja fühlte sich sogar sehr geschmeichelt, als der unerbittliche Censor von seinen poetischen Versuchen eine zierliche Abschrift nahm. „Unglücklicher Weise," so berichtet Göthe, „hatte Behrisch und wir durch ihn (außer der Neigung zum Weinhause) noch einen gewissen andern Hang zu einigen Mädchen, welche besser waren, als ihr Ruf; wodurch denn aber unser Ruf nicht gefördert werden konnte." Die Sache kam an den Grafen Lindenau, der den saubern Hofmeister alsbald entließ. Gellert verschaffte ihm einen andern Posten bei dem Erbprinzen von Dessau; Göthe sang dem abziehenden Bummler drei sehr pathetische Oden nach:

> „Du gehst! Ich murre. — Geh! laß mich murren,
> Ehrlicher Mann (!). Fliehe dieses Land!
> Todte Sümpfe, dampfende Octobernebel
> Verweben ihre Ausflüsse hier unzertrennlich.
> Gebärort schädlicher Insekten, Mörderhöhle ihrer Bosheit!" u. s. w.[1]

Armes Leipzig! Es war aber doch nicht so schlimm.

Die Gesellschaft bei Schönkopfs spielte Theater: Krügers „Herzog Michel", Lessings „Minna", Diderot's „Hausvater". Göthe spielte mit: im „Hausvater" den Comthur, in der „Minna" den Tellheim, im „Herzog Michel" die Titelrolle. Am 6. Oct. 1766 wurde das Theater in Leipzig mit Joh. Elias Schlegels „Hermann" eröffnet, einem etwas langweiligen Stück, das jedoch nicht abschreckte, fürder Theater und Concert regelmäßig zu besuchen. Göthe wurde mit Schauspielern und Schauspielerinnen bekannt, u. A. mit Joh. Jak. Engel, der von der „Philosophie" zum Theater übergegangen war, richtete bewundernde Verse an die Sängerinnen Corona Schröter und Schmehling, und mahnte die erste Liebhaberin Karoline Schulze ebenfalls in Versen davon ab, doch ja nicht in geringeren Rollen als „Julie" (Romeo und Julie) und „Roxelane" aufzutreten. In dem Familienkreise des Buchhändlers Breitkopf eröffnete sich eine andere Quelle der Unterhaltung: die beiden Söhne, nahezu Altersgenossen, die beiden Töchter, galante junge Damen, Alles trieb da Musik; Componisten, wie Hiller und Löhlein, besuchten das Haus; musikalische Soiréen wechselten mit der Einübung und Aufführung dramatischer Charaden und Sprüchwörter. Bei Reich, einem andern Buchhändler, fand Göthe wöchentlich einmal die Gelehrten, Schöngeister und

[1] Ges. Werke. II. 33 ff., XVII. 268 ff.

Künstler in einem geselligen Klub beisammen. Durch freundschaftliche Beziehungen, die sich hier anspannen, wurde ihm der Zutritt zu den Privatsammlungen der Kunstliebhaber eröffnet, deren Leipzig nicht wenige zählte[1]. Während er an den musikalischen Productionen sich fast nur als eifriger Zuhörer betheiligte, war das Zeichnen seine Lieblings-Dilettanterie. Er nahm mit großem Eifer Unterricht darin. Der Professor Adam Friedrich Öser, seit 1763 Director der Malerakademie, bei welchem er Stunden nahm, war ein wirklich bedeutender Künstler, ein Freund Winckelmanns und gleich diesem Verehrer der Antike. Dieser ruhige, anspruchslose Maler, der in liebendem Studium der Alten und stiller Übung seiner Kunst sein volles Genügen zu finden schien, erwarb sich alsbald Göthe's volles Vertrauen. In seinem Atelier ging ihm das Herz auf. Er fand einen Ästhetiker, der ihn nicht mit kahlen Begriffen abspeiste, sondern das Schöne schaffend vor seinen Augen entwickelte; einen Kunstrichter, der den Anfänger nicht tadelnd zu Schanden ritt, sondern belehrend ermuthigte.

Die Zeit, während welcher Göthe seinen Unterricht genoß, war zu kurz und seine Anlagen zur Malerei zu gering, als daß er sich zu eigentlichen Kunstleistungen auf diesem Gebiete hätte erschwingen können. Die darauf verwandte Zeit war indeß nicht verloren; denn bei Öser fand Göthe sich einigermaßen wieder in der Kunst zurecht, schöpfte Muth, sich ihr zu widmen, legte den Grund zu seinem vielseitigen Kunstverständniß und gewann den Keim jener Liebe zur Natur und zu den Alten, aus welcher später seine Meisterschaft der Form hervorgehen sollte. Unter dieser anregenden Einwirkung erweiterte sich der anfängliche Zeichenunterricht zu einem zwar dilettantischen, aber immerhin bildenden Studium der schönen Künste. Caylus, Lippert, Christ und andere kunstgeschichtliche Autoren wurden gelesen, die Leipziger Sammlungen studirt, Portefeuilles von Künstlern durchstöbert, dazu wurde gezeichnet, radirt, modellirt, auch der Holzschnitt versucht. Der angehende Kenner besuchte auch die Ateliers, knüpfte mit namhaften Künstlern Beziehungen an und machte vor Allem einen Streifzug nach Dresden. In Winckelmanns Bestrebungen und Leistungen war er indeß noch nicht genug eingedrungen, um die Antike richtig zu würdigen. Was ihn mehr ansprach, war neuere Malerei, vorab Landschaftsmalerei und das Genre der Niederländer.

[1] Über Göthe's Leipziger Leben, Kunst-Dilettanterie &c. vgl. Göthe und Leipzig von Woldemar, Freiherr von Biedermann. 2 Thle. Leipzig 1865. (I. Bd. Göthe's Leben in Leipzig.)

Die jugendliche Confusion war überhaupt noch groß genug. Neugier und Wißbegier, Vergnügungssucht und ästhetische Neigung, Bummelei und Dilettanterie gingen wild durcheinander. Es ist schwer zu sagen, wo das Eine anfing, das Andere aufhörte. Eine bunte Lectüre über die verschiedensten Gegenstände des Wissens, mehr nippend als gründlich, steigerte den geistigen Wirrwarr. Rousseau und Klopstock, Wieland und Lessing, Hagedorn und Weiße, Shakespeare und antike Klassiker, neueste Romane und alte kuriose Bücher, all' das wurde wild durcheinander verschlungen oder angenascht. Nichts ward ordentlich verdaut; nichts konnte Boden fassen; daher denn auch die poetischen Leistungen des jungen Dichters weder seinen glänzenden Anlagen noch dem damaligen Stande der Literatur entsprachen.

Die deutsche Literatur war, als Göthe sich in Leipzig aufhielt, nicht mehr jene trostlose Wüste, zu der sie durch die Glaubensspaltung und den dreißigjährigen Krieg geworden war. Eine ganze Schaar von Dichtern und Prosaikern hatten in regem Wetteifer zusammengewirkt, um aus dem barbarischen Deutsch, das noch am Anfang des Jahrhunderts herrschte, eine reine, schöne, reichhaltige Sprache herauszubilden. Der Streit der Gottschedianer mit den Schweizern hatte eine Fülle von literarischem Bildungsstoff an's Licht gefördert, die lebhafteste literarische Strebsamkeit wachgerufen, eine vielseitige Kritik begründet. Philologie, Alterthumswissenschaft, Kunststudium waren in lebhaftem Aufschwung begriffen, die Ästhetik hatte Namen und Rang einer selbständigen Wissenschaft erlangt. Winckelmann hatte (1764) in seiner Geschichte der Kunst des Alterthums in wahrhaft klassischer Sprache „eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten" gegeben, Lessing in seinen Literaturbriefen der Kritik eine klassische Form verschafft, Wieland den Shakespeare übersetzt, Klopstock Kraft und Fülle der poetischen Sprache mächtig gehoben. Während Göthe in Leipzig weilte, erschien Wielands Agathon und Musarion, Herders Fragmente und Kritische Wälder, Lessings Laokoon und hamburgische Dramaturgie [1].

[1] Über die Art, in welcher Göthe in Wahrheit und Dichtung (Ges. Werke XVII. 234) den damaligen Zustand der deutschen Literatur darstellt, vergleiche man das Urtheil Friedr. Leopold von Stolbergs (26. Januar 1813): „Die tückische Art, wie er Klopstock verkleinernd lobt, und wie er überhaupt, wenn er von den Dichtern Deutschlands jener Zeit redet, die mittelmäßigen oder vielmehr schlechten, Günther, König, in ein helles Licht des Lobes, die bessern in Schatten stellt, oder gar, wie unsern Cramer, mit Stillschweigen so übergeht, ist schlecht und klein und ganz nach einer gewissen Optik der Eitelkeit berechnet, die ihn, ohne daß er deßgleichen sagen

Doch keine dieser Richtungen behagte dem jungen Dandy. Als Lessing nach Leipzig kam, ging er ihm aus dem Weg. Mehr Gnade fand der leichtfertige Wieland: er hat ihn später wenigstens (Bf. vom 20. Febr. 1770 an Reich) neben Öser und Shakespeare seinen „ächten Lehrer" genannt und die schmutzig frivole Musarion ward beim Erscheinen mit Heißgier verschlungen. Weit tauchte er dabei über das „Gottschedische Gewässer" nicht empor. Auf den glücklichen Inseln, zu denen er sich rettete, trieb der Steuereinnehmer Christian Felix Weiße (seit 1759 tonangebender Kritiker in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften") idyllische Liebesschäferei und gemäßigten Epikuräismus nach französischen und englischen Mustern. Das gehörte zum Ton der jungen Modewelt. Göthe schloß sich eifrig an und verlegte sich auf Schäferei.

Außer der Katharina Schönkopf machte er auch der Tochter seines Zeichenlehrers, Friederike Öser, den Hof. Eine der Fräulein Breitkopf begleitete seine selbstverfaßten schmachtenden Lieder auf dem Clavier. In die erst 15jährige Schauspielerin Corona Schröter, mit der er bei Breitkopfs zusammen Theater spielte, war er ganz vernarrt, obgleich sie seine Complimente nicht erwiederte. Ob er es war, der Käthchen Schönkopf mit wunderlichen Eifersüchteleien plagte, und sich dadurch schließlich entfremdete, oder ob er das Schäckern des Mädchens allzuernst nahm und sich mit ihrer vermeintlichen Untreue folterte, ist nicht ganz in's Klare gestellt; genug, er erlebte in so jungen Jahren schon den ganzen Cursus thörichter Eifersucht, den ganzen Katzenjammer elender Liebelei.

Aus dieser trüben Quelle stammen Göthe's Leipziger Poesien: das sogen. Leipziger Liederbuch und zwei kleine Dramen: „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen". Das Liederbuch ist eine Sammlung von lyrischen, meist erotischen Gedichten, als deren Grundmotiv in lüsterner Mondbeleuchtung ganz unverhüllt die Wollust hervortritt [1]. Einer der Söhne Breitkopfs hatte sie in Musik gesetzt und gab sie im

---

wird, zu Göthe dem Einzigen machen soll." J. Janssen, Fr. L. zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur kath. Kirche. S. 224. Dafür, daß er in jener Zeit Winckelmann und Lessing ordentlich studirt hätte, geben seine Briefe und Gedichte durchaus keinen gegründeten Anhaltspunkt. Das war schon viel zu schweres Geschütz.

[1] „Die Lieder des jungen Studenten haben einen oft üppig-sinnlichen Charakter, wie das Gedicht ‚an den Mond', welches die himmlische Leuchte eigentlich nur als eine Fackel zur Erhellung unbewachter nächtlicher Nuditäten besingt und einen auffallenden Contrast bildet zu den süß-träumerischen, von wunderbarem Stimmungshauch bewegten Gedichte ‚An den Mond', welches vielleicht das volksthümlichste aller Göthe'schen Lieder geworden ist." Unsere Zeit. 1865. Neue Folge I. Jahrgang.

Herbst 1769 mit der Jahreszahl 1770 ohne Göthe's Namen, aber im Einverständniß mit ihm heraus, als „Neue Lieder, in Melodieen gesetzt von B. Th. Breitkopf, Leipzig 1770". „Die Laune des Verliebten", ein in Alexandrinern geschriebenes Schäferstück, schildert — nicht ohne Hinneigung nach dem „Glück freier Liebe" — die Qualen der Eifersucht. In den „Mitschuldigen" steigt die Muse noch tiefer hinab, in den eigentlichen Pfuhl des Lasters und sucht aus einer gemeinen Ehebruchsgeschichte ein Kapital lächerlicher Verwickelungen zu gewinnen. Selbst dem an Ehebruchshistorien gewöhnten Hof von Weimar machte das Kotzebue's würdige Stück keinen heitern, sondern einen „bänglichen" Eindruck, und mußte umgearbeitet werden, um Gnade zu finden. Obwohl diese Jugenderzeugnisse mancher formeller Vorzüge nicht entbehren, so athmen sie doch sämmtlich eine verdorbene, mephitische Luft, die schlimmste, die ein Jüngling einathmen kann.

In der That schlug dieselbe dem jungen Dichter auch weder geistig noch leiblich an. Allerlei Excesse, welche er selbst auf die unkluge Anwendung Rousseau'scher Erziehungs- und Lebensgrundsätze zurückführt, der schädliche Einfluß der Chemikalien, welche er bei seinen Ätz-Übungen einathmete, ein regelloses Leben, Eifersüchteleien und Liebesquälereien untergruben seine Gesundheit. Ein heftiger Blutsturz warf ihn im August 1768 auf's Krankenlager. Er schwankte einige Tage zwischen Leben und Tod und hörte auch, als Reconvalescenz eintrat, nicht auf, ein verfrühtes Ende zu befürchten. Seine Jugendgenossen lachten ihn zwar aus, Käthchen Schönkopf erklärte seine Furcht für eine närrische Grille, und Friederike Öser wollte sich fast zu Tode lachen, wie nur ein junger Mensch in seinem zwanzigsten Jahre sich mit solchen Todesgedanken plagen möge. Allein die Furcht wollte nicht weichen.

In diesem Zustand fing er an, ein wenig über sein Leben und Treiben nachzusinnen, und fand sich durch die zuvorkommende Hilfeleistung und Theilnahme seiner Freunde besonders darüber beschämt, daß er sich gegen dieselben zuvor so mürrisch, störrisch, launenhaft benommen. „Wenn ich mich recht erinnere," sagte er später in einem Brief, „was für ein unerträglicher Mensch ich den letzten ganzen Sommer war, so nimmt's mich Wunder, wie mich Jemand hat ertragen können." Auch auf religiöse Ideen

---

S. 951. Im selben Geiste gehalten sind mehrere andere Gedichte, die wir hier nicht zu registriren brauchen. Er schämte sich nicht, sie jungen Frauenzimmern zum Lesen zu geben, wie z. B. der Frl. Breitkopf in Leipzig, der Sesenheimer Friederike, welch letzterer sie indeß nicht gefielen.

lenkte die gefürchtete Nähe des Todes, und der Reconvalescent scheut es nicht, sich mit seinem Stubennachbar Limprecht, einem armen stillen Theologen, und mit Langer, der an Stelle Behrisch' Hofmeister bei dem Grafen Lindenau geworden war, über dergleichen zu unterhalten. Doch war die religiöse Verfassung der Beiden nicht derart, daß sie den kranken Jüngling auf den Boden des positiven Christenthums hätte zurückführen können.

„Die christliche Religion," erzählte Göthe selbst, „schwankte zwischen ihrem eigenen historisch-positiven und einem reinen Deismus, der, auf Sittlichkeit gegründet (!), wiederum die Moral begründen sollte. Die Verschiedenheit der Charaktere und Denkweisen zeigte sich hier in unendlichen Abstufungen, besonders da noch ein Hauptunterschied mit einwirkte, indem die Frage entstand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an solchen Überzeugungen haben könne und dürfe? Die lebhaftesten und geistreichsten Männer erwiesen sich in diesem Falle als Schmetterlinge, welche, ganz uneingedenk ihres Raupenstandes, die Puppenhülle wegwerfen, in der sie zu ihrer organischen Vollkommenheit gediehen sind. Andere, treuer und bescheidener gesinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die, ob sie sich gleich zur schönsten Blüthe entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Mutterstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen. Von dieser letztern Art war Langer; denn obgleich gelehrter und vorzüglicher Bücherkenner, so mochte er doch der Bibel vor andern überlieferten Schriften einen besonderen Vorzug gönnen und sie als ein Document ansehen, woraus wir allein unsern sittlichen und geistigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung nothwendig, deren Analogon er überall in irdischen und himmlischen Dingen zu finden glaubte. Sein Vortrag, angenehm und consequent, fand bei einem jungen Menschen leicht Gehör, der, durch eine verbrießliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden, höchst erwünscht fand. Bibelfest wie ich war, kam es nur auf den Glauben an, das was ich menschlicherweise zeither geschätzt, nunmehr für göttlich zu erklären (sic!), welches mir um so leichter fiel, da ich die erste Bekanntschaft mit diesem Buche als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldenden, zart, ja schwächlich Fühlenden war daher das Evangelium willkommen (sic!), und wenn auch Langer bei seinem Glauben zugleich ein sehr verständiger Mann war und fest darauf hielt, daß man die Empfindung nicht solle vorherrschen, sich nicht zur Schwärmerei solle verleiten lassen, so hätte ich doch nicht recht gewußt, mich ohne Gefühl und Enthusiasmus mit dem neuen Testament zu beschäftigen." [1]

Einen tieferen Eindruck konnte dieß „Blumen"-Christenthum auf

[1] Ges. Werke. XVII. 301.

Göthe um so weniger machen, als Langers Moral derjenigen seines Vorgängers Behrisch sehr ähnlich war. Indem er mit Göthe Umgang pflog, brach er eine dem Grafen Lindenau ausdrücklich gegebene Zusage. Wie Behrisch, war auch dieser äußerlich strengscheinende, ernste, wissenschaftliche Mann nicht frei von den Netzen eines unerlaubten Verhältnisses geblieben. Was sollte eine Religion, die nur solche Früchte zeitigte?

Die orthodoxe „Kirche" aber scheint keinen Versuch gemacht zu haben, den ihr längst Entlaufenen in seiner mürben Gemüthsverfassung aus den Schäfereien dieser Welt in ihren unsichtbaren Schafstall zurückzuführen.

---

3. Pietistische Übergangsstufe. Poetische Wiedergeburt. Straßburg, Herder und Friederike.

1768—1771.

„Göthe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig."
Gottfried von Herder an C. Flachsland.

„Nicht Friederike allein hat es erfahren, daß das hohe Glück, dem Genius zu begegnen, zuweilen bitter gebüßt werden muß. Noch ein anderes Leben ist an Göthe zu Grunde gegangen."
Dr. Ernst Martin (Göthe in Straßburg. S. 28).

Ohne Segel, Mast und Steuer, recht wie ein abgetakeltes Schiff, reiste Wolfgang am 28. August 1768, gerade 19 Jahre alt, wieder der Heimath zu. Ordentliche Studien hatte er keine gemacht. Mit der Kunst war er nicht über die Anfänge schülerhafter Dilettanterie hinausgekommen. Gesundheit und Kraft waren gebrochen, wie er fürchtete, für immer. Mit Liebelei und Schäferei war es vorläufig aus. An Leipzig hing er noch trotz allen früheren Mißbehagens. Nur mit Bangen konnte er dem Vaterhaus entgegengehen, wo sein Zustand alle treuen Wünsche und Erwartungen seiner Eltern zerstören mußte. Hier selbst hatte die poetische Gemüthlichkeit harte Stöße erlitten. Der alte Textor war durch einen Schlagfluß an der einen Seite gelähmt und erholte sich nur kümmerlich von seinem Leiden. Cornelia, deren Erziehung der Vater nach Wolfgangs Abreise mit um so größerer Sorglichkeit geleitet hatte, verstand sich mit dem ernsten, etwas pedantischen Manne nicht, war voll Jammer und Klagen, that zwar Alles, was er befahl, aber auf unfreundliche Weise, Alles in hergebrachter Ordnung, aber ohne Liebe und Freude. Selbst mit der sonst so gutmüthigen Mutter hatte sie sich entzweit, und so war denn die Märchenhaftigkeit des früheren Familienlebens in recht prosaische Armseligkeit verwandelt.

Der Vater hatte Mühe, seine nur allzugerechten Vorwürfe gegen den schiffbrüchigen verlornen Sohn zu unterdrücken. Die Mutter hatte Kummer nach allen Seiten hin. Der Empfang war indeß immerhin ein viel freundlicherer und liebevollerer, als Göthe erwarten konnte und

als er es verdient hatte. Man schonte ihn; man verzieh ihm nicht nur, daß er sich in dem alten Frankfurt langweilte und nach Leipzig zurücksehnte, man suchte ihm die Annehmlichkeiten der Universitätsstadt durch alle nur erdenkliche Zuvorkommenheit zu ersetzen. Die Wirkung dieser nachsichtigen und herzlichen Liebe war aber nicht diejenige, welche sie auf einem wahrhaft edeln Charakter hervorgebracht hätte. Kaum erklärten die Ärzte, daß die Lunge unversehrt sei, und kaum ging es etwas besser, so rodomontirte der junge Patient von seinem Leipzig und dessen paradiesischer Herrlichkeit, klagte über Mangel an entsprechender Gesellschaft und suchte wenigstens durch Briefverkehr die in Leipzig angesponnenen Fäden weiterzuziehen. In Ermangelung besserer Gesellschaft, mitunter auch noch von Todesgedanken geplagt, schloß sich der junge Dichter mehr als früher an die Fräulein von Klettenberg, die Freundin seiner Mutter, an, die durch ihn später das Vorbild aller „schönen Seelen" geworden ist. „Eine schöne Seele", d. h. eines jener armen Geschöpfe, die durch Charakter, Neigung und Bildung ganz und gar auf ein religiöses Leben angelegt sind, denen aber der Protestantismus die Möglichkeit genommen hat, Gott in einer der zahlreichen Formen des katholischen Ordenslebens in nützlicher, wahrhaft geheiligter, heldenmüthiger und verdienstvoller Weise zu dienen. Die Klettenberg ließ sich, um diesen Zug ihres Wesens, vielleicht ohne es zu wollen, zu offenbaren, in der Kleidung einer Nonne porträtiren und soll ihr der Anzug recht gut stehen. Sie war, als sie dem neunzehnjährigen Poeten als barmherzige Schwester diente, schon eine Dame von 45 Jahren, also eine bereits ziemlich ehrwürdige „alte Jungfrau". Sie hatte in ihrer Jugend die feinste Weltbildung genossen, der Liebe Leid und Freud' als Verlobte kennen gelernt, durch wunderliche Schickungen die beabsichtigte Ehe und die weitere Lust am Heirathen verloren, weihte sich nun in mystischer Zärtlichkeit „dem unsichtbaren Freunde der Seelen" und übte den Beruf einer frommen Trösterin, Erzieherin und Wohlthäterin im Kreise verwandter und befreundeter Familien. Die poetische Zartheit ihrer religiösen Anschauungen, ihre Geduld bei steter Kränklichkeit und vielen Leiden, ihre unzerstörbare Heiterkeit verliehen ihr in den Augen des kranken Jünglings eine Art Heiligenschein, während der feine Weltton ihres Benehmens, ihre Nachsicht gegen Jedermanns religiöse Anschauung und sittliche Gebrechen jede Scheu und Abneigung verhinderte. Der Kern ihrer Religion war ein bloßer Gefühlsglaube, der Göthe später als „die edelste Täuschung und die zarteste Verwechselung des Subjectiven und Objectiven erschien",

für den Augenblick aber seinen wechselnden Stimmungen freundlich entgegenkam. Je weniger Zerstreuung er sonst fand, desto angenehmer war ihm das süßliche Geplauder über die innersten Herzensempfindungen und Herzenserfahrungen, das ihn in eine gewisse Beruhigung einlullte und ihm andererseits wieder als ein sonderbares psychologisches Phänomen zu denken und zu betrachten gab. Durch das fromme Fräulein und den Arzt Metz kam er auch in Berührung mit andern Herrnhutern, ohne sich indessen von ihnen so angezogen zu fühlen, wie von der weiblichen Heiligen. Neben den Privateingebungen, die er da zu hören bekam, studirte er für sich Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte. Diese führte ihn jedoch keineswegs zu einer redlichen, ernsten Untersuchung des historischen Christenthums, sondern bloß zu gnostischen Träumereien.

„Was mich an seinem Werk besonders ergötzte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vortheilhafteren Begriff erhielt. Der Geist des Widerspruchs und die Lust zum Paradoxen steckt in uns Allen. Ich studirte fleißig die verschiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte sagen hören, jeder Mensch habe doch am Ende seine eigene Religion, so kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne; und dieses that ich mit vieler Behaglichkeit. Der Neuplatonismus lag zum Grunde; das Hermetische, Mystische, Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute ich mir eine Welt, die seltsam genug aussah.

„Ich mochte mir wohl eine Gottheit vorstellen, die sich von Ewigkeit her selbst producirt (!); da sich aber Production nicht ohne Mannigfaltigkeit denken läßt, so mußte sie sich nothwendig als ein Zweites erscheinen, welches wir unter dem Namen des Sohnes anerkennen; diese Beiden mußten nun den Act des Hervorbringens fortsetzen und erschienen sich selbst wieder im Dritten, welches nun ebenso bestehend, lebendig und ewig als das Ganze war. Hiermit war jedoch der Kreis der Gottheit geschlossen, und es wäre ihnen selbst nicht möglich gewesen, abermals ein ihnen völlig Gleiches hervorzubringen. Da jedoch der Productionstrieb immer fortging, so erschufen sie ein Viertes, das aber schon in sich einen Widerspruch hegte, indem es, wie sie unbedingt und doch zugleich in ihnen enthalten und durch sie begrenzt sein sollte. Dieses war nun Lucifer, welchem von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen war, und von dem alles übrige Sein ausgehen sollte. Er bewies sogleich seine unendliche Thätigkeit, indem er die sämmtlichen Engel erschuf, alle wieder nach seinem Gleichniß, unbedingt, aber in ihm enthalten und durch ihn begrenzt."

Nun Rebellion der Engel unter Lucifers Führung, Schöpfung der Materie und alles Bösen durch Lucifer, Intervention der Elohim und Schöpfung des Lichts, stufenweise Vervielfältigung des Einflusses der

Elohim, Schaffung eines Wesens, welches die ursprüngliche Verbindung mit der Gottheit wiederherstellen sollte.

„Und so wurde der Mensch hervorgebracht, der in Allem der Gottheit ähnlich, ja gleich sein sollte, sich aber freilich dadurch abermals in dem Falle Lucifers befand, zugleich unbedingt und beschränkt zu sein, und da dieser Widerspruch durch alle Kategorien des Daseins sich an ihm manifestiren und ein vollkommenes Bewußtsein, sowie ein entschiedener Wille seine Zustände begleiten sollte, so war vorauszusehen, daß er zugleich das vollkommenste und unvollkommenste, das glücklichste und unglücklichste Geschöpf werden müsse. Es währte nicht lange, so spielte er auch völlig die Rolle des Lucifer. Die Absonderung vom Wohlthäter ist der eigentliche Undank, und so ward jener Abfall zum zweiten Mal eminent, obgleich die ganze Schöpfung nichts ist und nichts war, als ein Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen.“ [1]

Mag auch der alte Göthe diese gnostischen Faseleien in „Dichtung und Wahrheit“ etwas gelehrter ausstaffirt haben, als sie ursprünglich waren: daran ist wohl nicht zu zweifeln, daß der junge Göthe in ähnlicher Weise mit der Religion und ihren Fundamental-Dogmen gespielt hat. Lessing war ihm mit gutem Beispiel vorangegangen und gnostischer Nebel war genug in der Luft.

An etwas Aberglauben durfte es bei der geistreichen Gnosis und dem süßelnden Separatismus auch nicht fehlen. Fräulein von Klettenberg trieb Alchymie, hatte ihr Windöfelein, wie die Goldmacher, allerlei Tiegel, Phiolen und Essenzen. Sie gab ihm nach seinem Bericht Wellings Opus mago-cabbalisticum — und sie experimentirten fleißig zusammen, um den heilbringenden succum silicis (Kieselsaft) hervorzubringen.

Anstatt aber zur Darstellung irgend eines Heilmittels zu führen, hatte die abergläubisch-chemische Kocherei nur den Erfolg, die Herstellung des phantastischen Patienten zu verzögern. Die Säuren, die er beim Radiren einathmete, konnten ihm ebenso wenig gut anschlagen, als der Dampf und die Dünste seiner alchymistischen Hexenküche. Eine heftige Kolik, die ihn kurze Zeit nach seiner Rückkehr (am 7. Dec.) befallen und zwei Tage lang mit den schrecklichsten Schmerzen gepeinigt, hatte ihn ohnehin schon auf's Neue erschöpft — und so schleppte sich sein unpäßlicher Zustand durch das ganze folgende Jahr (1769) hin. Es war dem Vater nicht zu verdenken, daß er über die närrischen Einfälle seines Sohnes mitunter die Geduld verlor und auf das Innehalten

[1] Ges. Werke. XVII. 316.

einer Diät, sowie auf eine Beschäftigung drang, welche die Fortsetzung der Studien ermöglichten.

Denn einstweilen that Wolfgang für seine professionelle Bildung wieder so gut wie nichts. Er schrieb Briefe an Käthchen Schönkopf, Friederike Öser und deren Vater, las bunt durcheinander, was ihm in die Hand fiel, hauptsächlich Belletristik und Werke über Kunst, zeichnete und radirte, dichtete ein wenig und arbeitete die Stücke weiter aus, die er in Leipzig entworfen hatte — ein steter geschäftiger Müßiggang, dessen letztes Ziel Erholung und Zerstreuung war.

Für seine späteren Dichtungen gewann er freilich mannigfaltige Erfahrungen, Eindrücke, Ideen und Vorstellungen. Auch sein Urtheil schärfte sich durch verschiedene Beobachtungen und Lectüre. Aber der Widerwille gegen die formellen Schwächen der gleichzeitigen Literatur und der Mangel einer consequenten, männlichen Durchbildung machten es ihm unmöglich, die großen religiösen und nationalen Tendenzen, die sich unter den Zeitgenossen regten, zu begreifen und mit kräftiger Begeisterung künstlerisch zu erfassen. „Was geht mich der Sieg der Deutschen (über Varus) an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll, ah! das kann ich selbst. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrei, statt dem Pathos, das thut's nicht.“ So fährt er in einem Brief an Friederike Öser über die Barden seiner Zeit los; doch der scharfe Kriticus brachte nichts zu Stande, was die „Schäfer an der Pleiße“ wesentlich übertroffen hätte. Im Frühjahr 1770 war er endlich so weit hergestellt, daß er seine Studien in Straßburg fortsetzen konnte. Er träumte sich dazu dann eine weitere Reise nach Paris.

Sein Quartier nahm Göthe an der belebten Sommerseite des Fischmarktes, zu Tisch ging er in der Krämergasse Nr. 13 bei zwei alten Jungfern, Namens Lauth, die für eine Anzahl Studenten und andere Kostgänger Tafel hielten. Präsident dieser Tischgesellschaft war der Actuarius Salzmann[1], ein alter Junggesell, den Fünfzigen nahe, in der Stadt allgemein beliebt, neben seinen Amtsgeschäften auch der Schöngeisterei ein wenig ergeben, seiner religiösen Anschauung nach ein Utilitarier, dem der brauchbarste Mensch auch für den tugendhaftesten galt. Unter den übrigen Mitgliedern der Tischgesellschaft hebt Göthe einen Lud-

[1] Der Aktuar Salzmann und seine Freunde (Alsatia, von Stöber). Mülhausen 1853.

wigsritter hervor, ein eben so wunderliches Original wie Behrisch, der von alten Anecdoten zehrte, an fixen Ideen litt und alle Tugend dem guten Gedächtniß, alle Laster der Abnahme des Gedächtnisses zuschrieb. Auch an den „heitern, sinnlich-glücklich angelegten“ John Meyer schloß er sich an, den Sohn eines Wiener Bankiers, einen jungen Mediciner, der seinem Fache mit vielem Eifer oblag. Sein eigentlicher Liebling aber war, nach Jung-Stillings Aussage, jener Lerse, den er im Götz von Berlichingen verherrlicht hat — ein wackerer, treuherziger Junge voll guten Humors, der sich der Theologie widmete, später Lehrer an der Militärschule in Colmar ward und endlich in Leiningen zu einem Hofrathstitel gelangte. Von den andern Mitgliedern der Tafelrunde waren die meisten Mediciner.

Göthe war durch seine pietistischen Freunde in Frankfurt an Pietisten in Straßburg empfohlen. Er gab sein Empfehlungsschreiben ab, hatte sie jedoch bald satt. In einem Briefe an den Theologen Limprecht dankte er seinem Heiland, daß er nicht so sei, wie er sein sollte, und berief sich dafür auf Luthers Wort: „Ich fürchte mich mehr für meinen guten Werken, als für meinen Sünden.“ An die Klettenberg aber, welcher er am 26. August den Besuch des Gottesdienstes meldete, fügte er sehr ungenirt hinzu: „Mein Umgang mit den frommen Leuten ist hier gar nicht stark. Ich hatte mich im Anfang sehr an sie gewendet; aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und nun meinen, das wäre Alles, weil sie sonst von nichts wissen.“

Um so enger schloß er sich an die Mediciner an, hörte schon während des Wintersemesters 1770/71 bei Lobstein Anatomie, bei Spielmann Chemie und studirte praktische Chirurgie und Geburtshilfe bei den beiden Ehrmann. Die Jurisprudenz ward abermals nur nebenbei mit Hilfe eines Repetenten summarisch betrieben. Dagegen hatte er Auge und Ohr für alle Zweige der Bildung offen, die für Poesie, Kunst, anmuthige Verschönerung des Lebens etwas zu versprechen schienen, und richtete sich überhaupt darauf ein, genießend zu lernen und lernend zu genießen, die Poesie im Leben und das Leben in der Poesie zu suchen.

Das schöne Elsaß bot hiezu schon etliche Gelegenheit. Gleich bei seiner Ankunft bestieg der jugendliche Dichter den Münsterthurm und begrüßte das freundliche Land, das ihm einstweilen zum Aufenthalt dienen

sollte. Obwohl noch nicht ganz von der Herrschaft des Winters befreit, sprach es ihn doch mächtig an mit seinem großen herrlichen Strome, mit seinen belebten Ufern, seinen Inseln und Werdern, mit seiner reichen Vegetation und Fruchtbarkeit, mit der Fülle menschlicher Thätigkeit, die sich auf seinen gesegneten Gefilden entfaltete.

Und in Mitte dieser reizenden Naturpracht die merkwürdige, eigenthümliche, lebendige Stadt, deutsch der Bevölkerung nach, französisch in ihrer jetzigen politischen Lage und Regierung, katholisch vielfacher Erinnerung nach, protestantisch durch die Mehrzahl der einflußreicheren Bewohner, in regem Handel theilnehmend am Neuen, in ihrem berühmten Münster gleichsam ein Denkstein mittelalterlicher Geschichte. Wie sich französische und deutsche Sprache hier in seltsamer Mischung begegneten, so auch französisches und deutsches Leben und Wesen. Göthe sah hier die jungverlobte Marie Antoinette durchreisen in das königliche Paris. Rousseau, Voltaire und die Encyklopädisten traten hier mit mächtigerer Gewalt an ihn heran. Schöpflin und andere Straßburger Gelehrten dagegen wiesen zurück in die ältere deutsche Geschichte der Stadt und des Landes. Die Töchter eines französischen Tanzmeisters stritten sich um die Gunst des deutschen Studenten, der bei ihrem Vater französische Grazie zu erwerben suchte. Diesem gefielen aber die echtdeutschen Elsäßerinnen besser, die in ihrer malerischen Volkstracht Straßen und Gassen mit ihrem Geplauder belebten. Während er sich durch Lectüre und schriftliche Übung im Französischen vervollkommnete, herrschte in seiner Tafelrunde ein völlig deutscher Ton, und dem gewesenen Kohlenbrenner und Schmiede, nunmehrigem Studenten der Medicin Jung-Stilling, der sich dieser Tischgenossenschaft beigesellte, empfahl er zur Ausbildung in den schönen Wissenschaften weder Deutsche noch Franzosen, sondern Ossian, Shakspeare, Fielding und Sterne.

Wie früher, so verfolgte Göthe auch jetzt keinen Wissenszweig, noch irgend eine literarische Richtung mit consequentem Fleiß. Keine Methode, keine Ordnung. Er wühlte bunt in Allem herum. In seinen „Ephemeriden", die sich erhalten haben, figuriren neben Thomas von Kempen und Tauler der Hexenmeister Agrippa von Nettesheim und der Bibliograph Fabricius, Giordano Bruno und Bayle, Plato und Mendelssohn, Notizen über Pantheismus, meteorologische Beobachtungen, literarisch-theologische Curiosa (wie Jacobi Ayreri historischer Processus, in welchem sich Lucifer über Christum, darum, daß er ihm die Hölle zerstört, eingenommen &c., beschwert; Ant. Cornelii Querela infantium in limbo

clausorum adversus divinum iudicium, apud aequum judicem proposita), Notizen über physikalische Werke — kurz ein kunterbunter Mischmasch von Studienmaterial, wie ihn die Neugier eines lebhaft jugendlichen Kopfes sich auf Gerathewohl zusammennascht [1].

Welches von diesen bunten Elementen zu einer vorwiegenden Herrschaft gelangt, ist nicht zu enträthseln — das Eritis sicut dii war an allem Neuen und Spannenden geschrieben und so verdrängte ein Eindruck den andern. Nach dem Bericht in „Dichtung und Wahrheit" sollte man meinen, die damals herrschende französische Richtung der Encyklopädisten hätte den Jüngling nur wenig berührt. Er räumt hier eine große Vorliebe für die älteren Franzosen ein, für Montaigne, Rabelais, Amyot und Marot. Aber Voltaire, das Wunder seiner Zeit, sei ihm selbst bejahrt erschienen, wie die Literatur, die er durch ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte.

„Schon hieß er laut ein eigenwilliges Kind, seine unermüdete, fortgesetzte Bemühung betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters; gewisse Grundsätze, auf denen er seine ganze Lebenszeit bestanden, deren Ausbreitung er seine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr schätzen und ehren; ja seinen Gott, durch dessen Bekenntniß er sich von allem atheistischen Wesen loszusagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten: und so mußte er selbst, der Altvater und Patriarch, gerade wie sein jüngster Mitbewerber, auf den Augenblick merken, nach neuer Gunst haschen, seinen Freunden zu viel Gutes, seinen Feinden zu viel Übles erzeigen, und unter dem Schein eines leidenschaftlich wahrheitsliebenden Strebens unwahr und falsch handeln."

Nicht günstiger lautet sein Urtheil über die andern „Philosophen".

„Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang; über religiöse Gegenstände glaubten wir uns selbst aufgeklärt zu haben, und so war der heftige Streit französischer Philosophen mit dem Pfaffenthum uns ziemlich gleichgiltig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärm machten, übten keine Wirkung auf uns aus. Ich gedenke statt aller des Système de la nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich sein könnte: es kam uns so grau, so cimmerisch, so todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor nicht wie vor einem Gespenste schauderten."

In späteren Jahren machte Göthe ein diesem gerade entgegengesetztes Geständniß.

„Sie haben," sagte er (3. Jan. 1830) zu Eckermann, „keinen Begriff

[1] H. Viehoff, Göthe's Leben. 2. Ausg. 1854. I. 322 ff. A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Göthe. 1846. S. 89 ff.

von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen (!) Zeitgenossen in meiner Jugend hatten und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor, was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahres Verhältniß zur Natur zu stellen.“ „Wir sprachen,“ fügt Eckermann bei, „über Voltaire Ferneres und Göthe recitirte mir das Gedicht les Systèmes, woraus ich mir abnahm, wie sehr er solche Sachen in seiner Jugend mußte studirt und sich angeeignet haben.“ [1]

Ein Ausgleich dieses Widerspruchs dürfte sich vielleicht darin finden, daß der seichte philosophirende Deismus Voltaire's wie der crasse Materialismus Holbachs das deutsche Gemüth des jungen Dichters wohl abstieß, daß aber die glänzende Redefertigkeit, der Spott und Witz, die Versatilität und Declamationskunst, die glatte Versmacherei und der französische Esprit Voltaire's ihn doch wieder anzog, während der noch ungelöste Gegensatz zwischen Voltaire und Rousseau die jungen aufgeklärten Musensöhne in Straßburg nothwendiger Weise verwirren mußte. Daß das System Holbachs dem poetischen Geiste Göthe's nicht recht zusagen mochte, darf man wohl annehmen.

„Allein wie hohl und leer ward uns in dieser tiefsten atheistischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Sternen verschwand. Eine Materie sollte sein von Ewigkeit, und von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne Weiteres die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen. Dieß alles wären wir sogar zufrieden gewesen (sic!), wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unsern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen, als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verläßt er sie sogleich, um Dasjenige, was höher als die Natur oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.

„Wenn uns jedoch dieses Buch einigen Schaden gebracht hat, so war es der, daß wir aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik, herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber auf's lebendige Wissen, Erfahren, Thun und Dichten uns nur desto lebhafter und leidenschaftlicher hinwarfen.“ [2]

Dieser Schaden war gewiß groß genug — unberechenbar groß.

Göthe's Geist wurde durch diese Zersplitterung seiner Kräfte in jener Oberflächlichkeit bestärkt, welche, ohne feste wissenschaftliche Grundsätze, mit bloßer empirischer Einzelkenntniß auskommen zu können glaubt;

---

[1] J. P. Eckermann, Gespräche mit Göthe. Leipzig 1868. II. 115.
[2] Ges. Werke. XVIII. 40.

in jener freien Forschung, welche keinerlei Autorität über dem eigenen Geiste anerkennt; in jener Frivolität, welche sich selbst ihre Religion zurecht macht und, wo sie nicht ausreicht, durch eitle Genüsse und Beschäftigungen zu ersetzen sucht. Indem er sich in der crassen atheistischen Halbnacht des französischen Materialismus unwohl fühlte, wurde er freilich vor dem tiefsten Pfuhle dieser Aufklärung bewahrt — aber ein sicherer Ankergrund war damit nicht gewonnen.

Die Beziehung zu dem Pietisten Jung-Stilling, den er in Schutz nahm und vertheidigte, erhielt wohl einigermaßen die süßlich-pietistische Vorstellung des Christenthums, die er im Verkehr mit der Klettenberg eingeschlürft hatte. Aber was war das für ein lendenlahmes Gefühlschristenthum? Er konnte nicht daran glauben und Stillings Vertrauen auf Gebetserhörung kam ihm wie eine närrische Grille vor. „Der wunderliche Mensch glaubte eben, er brauche nur zu würfeln und unser Herrgott müsse ihm die Steine setzen."

Viel bedeutender war in religiöser und wissenschaftlicher Beziehung der Einfluß, den Herder auf ihn gewann. Es war das freilich noch nicht der großartige, universell gebildete Gelehrte, der ihm später wieder in Weimar begegnete, aber immerhin schon jetzt ihm nicht bloß um fünf Altersjahre, sondern auch durch ein sehr allseitiges, gründliches Studium voraus. Den 25. August zu Mohrungen in Ostpreußen geboren, war Herder von einem strengen Vater und einer bibelfesten Mutter in tiefernster protestantischer Religiosität aufgezogen worden, hatte bei dem finstern Prediger Trescho als Famulus gedient, hatte dann in Königsberg bei Lilienthal Theologie und bei Kant Philosophie gehört und war mit dem Philosophen Hamann persönlich bekannt geworden. Obwohl er sich in seinen ersten literarischen Versuchen (Fragmente über die deutsche Literatur, 1767 und Kritische Wälder, 1769) an Lessing anschloß, war er doch von durchaus anderem, weichem, fast weiblichem Charakter und suchte den klaffenden Gegensatz zwischen Orthodoxie und Rationalismus schöngeistig zu verkleistern, das Christenthum philosophisch zu erfassen und die Philosophie mit dem Christenthum auszusöhnen[1]. Die Brücke

[1] Obwohl Herder, wie so vielen Andern, die Ehre zu Theil geworden, unter die Vorväter des Darwinismus aufgenommen zu werden (Friedr. v. Bärenbach, Herder als Vorgänger Darwins und der modernen Naturphilosophie. Berlin 1877), so lag ihm selbst der Wunsch nach einer solchen Verwandtschaft sicherlich durchaus ferne. Nichts stieß ihn ärger ab, als die mechanische Naturerklärung der französischen Materialisten.

sollte nicht das „Wahre", sondern das „Schöne" sein. Die Bibel, als autoritative Gottesurkunde verworfen, sollte als menschlich schönes, poetisches, großartiges Buch wieder in die Bildung der Menschheit aufgenommen werden. In der Stimme aller Völker fand er Accorde, die ein Wiederhall ihrer Stimme, der Stimme eines edlen Menschenthums, zu sein schienen. Ihnen ging er nach in der Geschichte, in deren Hilfswissenschaften, in der Poesie. Diese Richtung des Geistes zog ihn zum Volkslied hin und in ihm wieder zu den gemeinschaftlichen Klängen, die in allen Literaturen wiedertönen. Die breitspurigen und zahlreichen kleinen Werke, die diesem Streben entstammt, waren zwar noch nicht geschrieben, allein den Keim dazu trug er schon in Kopf und Herz, als ihn, den damaligen Hofmeister der Prinzen von Holstein-Eutin, ein Augenübel zu einem längern Aufenthalt in Straßburg nöthigte uud so mit Göthe zusammenführte.

Die Holbach'sche Nacht lichtete sich für Göthe, als dieser harmonisch angelegte Mann ihm die von Voltaire verlästerte Bibel wieder aus dem Kothe zog und sie als einen unversieglichen Born echter Poesie erschauen ließ — als er ihn aus der französischen Reifrockpoesie heraus auf den alten Homer[1] hinlenkte — als er ihm, dem nach echter Poesie Hungernden und Dürstenden, in der Volkspoesie der alten und neuen Nationen die tiefste Ader aller poetischen Literatur erschloß. Shakespeare, mit dessen „Beauties" er in Leipzig nur sehr oberflächlich bekannt geworden, erhielt in dieser Umgebung eine neue Beleuchtung. Es waren jetzt nicht mehr bloß die Quibbles der Clowns, die ihn anzogen, sondern die großartige Verkörperung des Menschenlebens im nationalen Drama. Es blitzte in ihm der Gedanke auf, Ähnliches zu versuchen.

Warum hat Deutschland keinen Shakespeare gehabt? Da stand doch das herrliche Münster, ein Prachtwerk der Kunst, das sich mit allen Kathedralen Englands messen konnte? Warum war in Deutschland dieser Quell des künstlerischen Schaffens versiegt, während er in England die Reformation noch überdauert hatte? Göthe stellte sich wohl diese Frage nicht, aber es dämmerte in seinem Geiste etwas von jenen Aufgaben auf,

---

[1] „Göthe fing Homer in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht (wenn er sehen konnte) und in seinen ansehnlichen Bart lächelt. Es ist eine unendliche Menge sowie von allem, so auch von humour in ihm, diesen nämlich nicht wie britische Wolke, sondern griechisch-asiatischen Sonnenglanz gedacht." Herder an Merck (1772). Dr. Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 44.

die von der deutschen Literatur noch zu lösen wären. Ein richtiger Instinct lenkte ihn auf die nationale Sage und Geschichte als den Quell nationaler Poesie hin — er stöberte da herum — er stieß auf Götz von Berlichingen, auf Faust — es begann in seinem Geiste zu gähren — er fühlte, daß an die Stelle all' der französischen Nachbeterei und klassischen Kunstquälerei etwas Kräftiges, Naturwüchsiges, Deutsches gesetzt werden sollte — das Münster und Herder hatten ihn auf den rechten Weg geführt; aber da trat leider die Reformation und Friederike dazwischen.

Wie die Reformation Göthe den Weg versperrte, werden wir später sehen. Was ihn zunächst hemmte, den Anregungen Herders in großartigem Maße zu entsprechen, war die Liebschaft mit der berühmten Predigerstochter zu Sesenheim — Friederike Brion.

Durch Herder war Göthe mit dem meisterhaften Familienroman Goldsmiths, dem „Landprediger von Wakefield“, bekannt geworden. Wie tausend andere Romanleser und Romanleserinnen begnügte er sich aber nicht, die geistreiche Erfindung, Charakteristik, Verwicklung der Dichtung zu bewundern, die Liebesverwicklung setzte sich wie ein süßer Traum in seiner Seele fest und schürte das Verlangen, diesen Roman oder einen andern mit all' seiner geträumten Poesie selbst zu erleben. Auf einem Ausflug nach Sesenheim ward er mit der dortigen Predigersfamilie bekannt, in der die Personen des Romans leibhaftig wieder aufgelebt zu sein schienen. Nur der Liebhaber fehlte. Göthe übernahm die Rolle, las in der Familie den Roman vor, band mit Friederike, der älteren Tochter, eine Liebschaft an, hing eine Zeit lang nun vollends alle Studien an den Nagel, tändelte und blümelte mit der Geliebten — und ließ sie endlich sitzen. Ob er sie vollends um ihre jungfräuliche Ehre gebracht hat, darüber schwebt noch die Controverse[1].

Dieses „Sesenheimer Idyll“ ist wie kaum eine andere Begebenheit aus Göthe's Leben ein Gegenstand allgemeiner Andacht und Verehrung geworden. Die Kleider der sitzen gebliebenen Pfarrerstochter werden als

---

[1] Varnhagen von Ense, an sich kein sehr glaubwürdiger Zeuge, nimmt den wirklichen Fall Friederikens an. Im Elsaß herrschte noch Anfangs der vierziger Jahre die Überlieferung, daß der Student Göthe die Pfarrerstochter verführt habe. Die eigene Erzählung Göthe's macht einen solchen Schluß des Abenteuers psychologisch sehr wahrscheinlich. Der jetzige Pfarrer von Sesenheim, Ph. Ferd. Lucius, hat die Geschichte von dieser Unsauberkeit zu reinigen gesucht (Fr. Brion von Sesenheim. Straßburg 1877). Durchschlagend sind seine Argumente nicht. Vgl. Das deutsche Vaterland. 14. Juni 1878. Ad. Baier, Das Heidenröslein. Heidelberg 1877.

Reliquien verehrt, das Pfarrhaus in Sesenheim mit seiner Umgebung ist ein Wallfahrtsort verliebter und sentimentaler Seelen. Es gibt eine ganze Literatur über dieses Idyll, und selbst Katholiken haben sich für dasselbe, leider! poetisch begeistert. Genauer besehen ist es eine traurige Geschichte — ein armes Kind wurde eben um sein Lebensglück betrogen.

Wie es Göthe mit der Liebe überhaupt meinte, steht in einem Briefconcept jener Zeit geschrieben. „Wenn ich Liebe sage, so verstehe ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin- und herbewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Glückseligkeit gerückt hat. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist, und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu geniren."

Was ihm Sesenheim so angenehm und romantisch machte, war hauptsächlich, daß er hier nicht, wie in Leipzig, so viel genirt war. Vater und Mutter Brion lächelten zu Allem und ließen Alles geschehen. Das sechzehnjährige Mädchen war in den jungen Dichter sterbensverliebt. Sie konnten ungestört bei Sonnen- und Mondschein miteinander spazieren und mit der ganzen Dorfjugend selbander auf den Tanz gehen. Die Ländlichkeit der Verhältnisse gab Allem einen idyllischen Beigeschmack, während Göthe's literarische Bildung das Allergewöhnlichste in eine Art idealer Welt emporhob. Die Familie erhielt ja selbst Namen aus Goldsmith — und Bibel, Homer, Ossian und Alles, was er etwa las, wurde auf den gegenwärtigen Roman angewendet. Alles ging in jener Spielerei der Liebe auf. „Es ist schwer, gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen," so schreibt er von Sesenheim aus an Salzmann, „die Mädchen machen weder Komma noch Punktum, und es ist kein Wunder, wenn ich Mädchennatur annehme. Doch lern' ich schön Griechisch, denn daß Sie's wissen, ich habe in der Zeit, daß ich hier bin, meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Übersetzung lese. Und dann bin ich vier Wochen älter; Sie wissen, daß das viel bei mir gesagt ist, nicht weil ich viel, sondern weil ich Vieles thue." Glücklich war er indeß dennoch nicht.

„Der Zustand meines Herzens," heißt es im nächsten Brief an den Actuar, „ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist, als ich sie lange nicht gesehen habe. Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Cirkel von Freunden! Sind nicht

die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizonte von Glückseligkeiten herumwindet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sinds! Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünscht. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden."

Diese Zugabe lag einerseits darin, daß er, der reiche Sohn des kaiserlichen Rathes, die arme Pfarrerstochter nicht heimzuführen wagte, und daß er es anderseits für mißlich hielt, sich durch Eingehung einer so frühen Ehe seine weitere literarische und Lebensstellung — wie ihm schien, vor der Zeit — zu beschränken. Er war ein viel zu weltkluger und berechnender Mensch, um ehrlich zu lieben und für seine Liebe ein Opfer zu bringen. Sonst wäre es höchst einfach gewesen, die Hand Friederikens zu erhalten. Sie liebte ihn herzlich, die Charaktere stimmten zusammen, von Seite des Pfarrers und seiner Frau keine Schwierigkeit. Anstatt aber der Romanliebelei beherzt ein Ende zu machen, tändelte Göthe spielend damit fort.

„Unserem Herrn Gott zu Ehren geh' ich dießmal nicht aus der Stelle," schreibt er abermals an Salzmann, „und weil ich Sie so lang nicht sehen werde, denk' ich, es ist gut, wenn du schreibst, wie dir's geht. Nun geht's freilich ziemlich gut; der Husten hat sich durch Cur und Bewegung so ziemlich gelöst, und ich hoffe, es soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell: die Kleine fährt fort, traurig krank zu sein, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet Conscia mens und leider nicht recti, die mit mir herumgeht."

Sodann eine Bestellung von zwei Pfund „Zuckerbäckerwesen", damit es in seiner Umgebung „Anlaß zu süßeren Mäulern" gebe, als man seit einiger Zeit zu sehen gewohnt sei.

„Getanzt hab' ich und die Älteste," so berichtet er weiter, „Pfingstmontag von 2 Uhr nach Tisch bis 12 Uhr in der Nacht, an Einem fort, außer einigen Intermezzo's von Essen und Trinken. Der Herr Amtsschulz von Reschwog hatte seinen Saal hergegeben; wir hatten brave Schnurranten erwischt, da ging's wie Wetter! Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen. Das ganze mich in das Tanzen versunken! — Und doch, wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als das Alles. — Wer darf sagen: ich bin der Unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, mein lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind."

Es war ein scharfer Kampf zwischen einer herzlichen Neigung und

zwischen elender Selbstsucht, aber das Organ der Treue war in Göthe's Seele wenig entwickelt[1], wie Joh. Scherr sagt, und so endigte der Zwist schließlich damit, daß er Friederike preisgab, um frei zu bleiben und Carrière zu machen. Nachdem er die beste Zeit seines Straßburger Aufenthaltes mit Liebesabenteuern vertändelt, wurde in den letzten Monaten das vernachlässigte Jus hervorgezogen und Hals über Kopf eine Dissertation und Disputation zum Abschluß der Studien vorbereitet.

Die 56 Thesen, die er zur Disputation einstudirte, erstreckten sich nicht über die allergewöhnlichsten Dinge, in denen ein Jurist zu Hause sein mußte[2]. Zu Objicienten hatte er einige seiner muntern Tischgenossen — es war mehr Komödie, als ein ernster Act. Er erhielt dafür den Titel eines Licentiaten, ließ sich aber seither Doctor nennen.

Zum Gegenstand der Dissertation, welche er für seine Promotion einliefern sollte, wählte er den Satz: „Der Gesetzgeber ist nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet, einen bestimmten Cultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichen noch die Laien sich lossagen dürfen." Eine neue Spielerei eines in allen Wissenschaften und Ansichten herumflatternden Kopfes, der am Sonderbaren und Paradoxen seine Lust hatte und sich kein Gewissen daraus machte, dasjenige sophistisch in wissenschaftlicher Form zu vertheidigen, wovon er für sich gerade das Gegentheil annahm. Vielleicht war die conservative Wahl des Stoffes auch auf den gestrengen Herrn Rath berechnet, dem die Dissertation sehr gut gefiel. Der Decan der Facultät wollte sie nicht officiell im Namen der Universität drucken lassen, weil einige Äußerungen gegen Grunddogmen des Christenthums darin vorkamen. Sie blieb deßhalb ungedruckt und das Manuscript ist nicht gefunden. Was Göthe selbst berichtet, ist, daß er die Einführung aller Religionen als einen Act der Staatsgewalt dargestellt und den Protestantismus als letztes Beispiel dieser staatskirchenrechtlichen Thätigkeit angeführt habe. Und so endigte denn das „Idyll von Sesenheim" mit einem principienlosen Advocatensermon, worin, soweit wir urtheilen können, Rousseau'sche Ideen mit protestantischem Kirchenrecht zu einem wunderlichen Gemengsel zusammengerührt waren. Die einzige Frucht, die das vielgefeierte Idyll dem Dichter brachte, waren ein paar Liebesgedichte

[1] Göthe's Jugend. Der Frauenwelt geschildert von Johannes Scherr. Leipzig 1874. S. 68.

[2] Am interessantesten für die heutigen Göthe-Verehrer, von denen doch die meisten für Abschaffung der Todesstrafe schwärmen, ist die 53. Poenae capitales non abrogandae.

und Stoff zu ein paar Frauenfiguren und Liebessituationen für Dramen und Romane, wie für die blasse Marie im „Götz von Berlichingen" und die schwindsüchtige Marie im „Clavigo". Wenn alle Dramatiker und Romanschreiber für jede neue Frauenfigur solche Studien machen wollten, was würde aus der öffentlichen Moral werden? Das Beispiel Göthe's wirkte aber schon sofort. Kaum hatte er Straßburg verlassen, so kam der junge Dramatiker Lenz [1] nach Sesenheim und versuchte einen zweiten Roman mit Friederike anzuzetteln. Es gelang ihm nicht. Wilder und leidenschaftlicher als Göthe, arbeitete er sich durch ein fortgesetztes Romanleben in vollständige Verrücktheit hinein und starb als Geisteskranker 1792 zu Moskau im tiefsten Elend.

---

[1] A. Stöber, Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Basel 1842. O. F. Gruppe, Reinhold Lenz. Berlin 1861. Dorer-Egloff, J. H. Lenz und seine Schriften. S. 131.

4. Frankfurter Advokatur. Götz von Berlichingen.

1771—1772.

„Une imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, pleine de dégoûtantes platitudes."
Frédéric II

„Wenn der König meines Götz in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden."
Göthe an Mösers Tochter 1781.

Göthe war kein in sich gekehrter, das Vergangene melancholisch wiederkäuender Mensch. Er war voll Geist, Spannkraft, Leben, wußte die Gelegenheit beim Schopf zu fassen, sich in die jeweilige Lage zu finden und Kapital daraus zu schlagen.

Mit dem wenigen juristischen Wissen, das er in Mitte seiner Zerstreuungen kopfüber zusammengerafft, nannte er sich beherzt Doctor und meldete sich vor den gestrengen Herren in Frankfurt als Advokat. Am 31. August 1771 wurde er als solcher vereidigt. Er fing auch gleich zu prakticiren an, doch nicht in der gelehrt-pedantischen Weise der alten Schule, sondern nach französischen Mustern, lebhaft rhetorisch und populär. Schon beim ersten Proceß trat er so lebhaft auf, daß sich der Gegenadvokat Theiß zu Leidenschaftlichkeit hinreißen ließ. Es setzte beiderseits Injurien ab, und das Gericht sah sich genöthigt, Beiden einen Verweis zu geben. Indeß gewann Göthe den Proceß und betrieb fortan seine Plaidoyers mit mehr Ruhe.

Der alte Göthe ließ sich durch diese Erfolge richtig Sand in die Augen streuen; er glaubte an eine volle Verwirklichung seiner Pläne. Der rasche, scharfe Blick des Sohnes, seine praktische Auffassungsweise, seine natürliche Beredsamkeit raffte ihn zur Bewunderung hin. Mit wahrer Herzensgenugthuung studirte er nun die Acten, machte mit Hilfe eines Amanuensis die nöthigen Vorarbeiten, ergänzte, was dem jungen Doctor an positivem Wissen gebrach und lieferte ihm das Material geordnet, gesichtet und wohl präparirt, mit allen nützlichen Anmerkungen eines alten erfahrenen Geschäftsmannes versehen. Das gemüthliche Zusammenarbeiten

führte zu größerer Harmonie. Wolfgang selbst nahm, was äußere Ordnung, Registriren u. dgl. betraf, viel von seinem Vater an, und als der alte Herr nun einmal einen gemachten Juristen vor sich zu haben glaubte, legte er auch der literarischen Thätigkeit des Sohnes keine weiteren Hindernisse in den Weg. Dieser setzte sich denn auch con furore an die Ausarbeitung eines größeren Werkes und machte dasselbe zur Hauptsache; die Praxis wurde in Nebenstunden betrieben und nur des Scheins wegen, wie es in einem Billet an Salzmann heißt.

Wie oben erwähnt, hatte sich Göthe schon in Straßburg von den Franzosen den Engländern zugewandt und vor Allem Shakspeare. Er war bekanntlich nicht der Erste. Wer am meisten Bahn für Shakspeare gebrochen, das war eigentlich Voltaire gewesen. Obwohl er ihn schlecht verstand und noch schlechter nachahmte und noch viel schlechter ausbeutete, so war es doch für die den Franzosen nachbetenden Deutschen kein geringer Vortheil, daß das größte „Genie" des 18. Jahrhunderts auf den englischen Dichter hinwies, der wie ein großes phantastisches Gebirge in die abgezirkelten Zopfgärten der damaligen Literatur hineinragte. Es mußte etwas an dem Manne sein, der selbst einem Voltaire Respect eingeflößt. Gottsched konnte dieses urwüchsige Genie nicht verdauen. Bodmer und die Seinen interessirten sich mehr für epische als für dramatische Poesie. Dagegen hatte ihn Lessing den Deutschen schon näher gerückt, Wieland ihn übersetzt — Herder schwärmte für ihn und die ganze jüngere Generation sah zu ihm wie zu einem Patriarchen der Poesie auf, nur wußte sie noch nicht recht, wie man's anfangen sollte, auch ein Shakspeare zu werden.

Man sah den Baum mit seiner unerschöpflichen Triebkraft, mit seiner Fülle von Poesie, man achtete nicht auf die tiefen, gewaltigen Wurzeln, die ihn trugen.

Davon, daß Shakspeare Katholik gewesen sein könnte, war damals keine Ahnung. Sonst wäre es mit der Shakspeare-Verehrung wohl bald aus gewesen. Man achtete gar nicht darauf, daß seiner großartigen Dramatik eine von der antiken durchaus abweichende, wesentlich christliche Weltanschauung zu Grunde liegt. Man übersah, daß das Schwert der Reformation in England den Zusammenhang mit der Vergangenheit lange nicht so tief und vollständig durchschnitten hatte, wie in Deutschland und Frankreich, daß das Inselreich in Kirche, Königthum, Volksvertretung, socialer Gliederung, Familie, individueller und corporativer Freiheit, Erziehung, Sprache, Wissenschaft, Sitte noch weit inniger und natürlicher

mit dem katholischen Mittelalter zusammenhing, als der durch die Reformation gründlich umgewälzte Continent, daß Shakspeare's Poesie nicht in den revolutionären Keimen wurzelte, welche die Reformation gepflanzt, sondern in dem kernigen Lebenssaft, den das gute alte England durch kräftige Familientradition von seinen Vorfahren überkommen.

Wie Voltaire Shakspeare's Cäsar so völlig mißverstand, daß er sich daran für die Revolution begeisterte, so hatte das von französischer Bildung durchsäuerte Deutschland kein tieferes Verständniß für den in seinem innersten Wesen conservativen Dichter. Die Schulmeister abhorrirten ihn, weil er die Regeln des Aristoteles und Boileau nicht innehielt. Die jungen revolutionären Kraftgeister begrüßten ihn dagegen wie eine Verkörperung Rousseau'scher Ideen. Sie feierten ihn als die verkörperte Auflehnung gegen die hergebrachte Regel, als den größten Repräsentanten der Natur gegen alle verknöcherte Schule, als den Herold der Freiheit und den Erlöser von jeglichem Zwang. Jeder, der die alten Kunstregeln verachtete, glaubte ein Genie und auf dem Wege zu sein, ein Shakspeare zu werden.

Daß der junge Göthe bei seinem abgestandenen Protestantismus und seiner oberflächlichen Allerweltsbildung sich nicht weit über diese banale Shakspeare-Auffassung emporschwingen konnte, ist durchaus begreiflich. Der Protestantismus hatte der Poesie in Deutschland sowohl den religiösen als den nationalen Boden entzogen. Wo sollte man ihre Quelle suchen als im Individuum, in der Natur, in der Rebellion der Natur gegen alle Gesetze?

Ganz in diesem Geiste ist deßhalb die Rede gehalten, die der junge Advokat Göthe am 14. October 1771 in einem Kreise von Shakspeare-Verehrern zu Frankfurt vortrug [1].

„Erwarten Sie nicht," heißt es hier, „daß ich viel und ordentlich schreibe. Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid; und noch zur Zeit habe ich wenig über Shakspeare gedacht; — geahnt, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's Lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert — Alles war mir neu, unbekannt und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen und, Dank meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch

[1] Veröffentlicht von Otto Jahn, Biogr. Aufsätze. Leipzig 1866.

immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Ortes so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unserer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo, da ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herren der Regel in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Thürme zusammenzuschlagen.

„Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster nahmen, war nach innerer und äußerer Beschaffenheit so, daß eher ein Marquis den Alcibiades nachahmen könnte, als es Corneille dem Sophokles zu folgen möglich wäre. Erst Intermezzo des Gottesdienstes, dann feierlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne große Handlungen der Väter dem Volke, mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit; erregte ganze und große Empfindungen in den Seelen, denn es war selbst ganz und groß. Und in was für Seelen! Griechischen! ich kann mich nicht erklären, was das heißt, aber ich fühle es und berufe mich der Kürze halber auf Homer und Sophokles und Theokrit; die haben's mich fühlen gelehrt.

„Nun sag ich geschwind hinten drein: Französchen, was willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu groß und zu schwer.

„Drum sind auch alle französischen Trauerspiele Parodien von sich selbst. Wie das so regelmäßig zugeht, und daß sie einander ähnlich sind wie Schuhe, und auch langweilig mitunter, besonders in genere im vierten Act, das wissen die Herren leider aus der Erfahrung, und ich sage nichts davon.

„Wer eigentlich zuerst darauf gekommen ist, die Haupt- und Staatsactionen auf's Theater zu bringen, weiß ich nicht; es gibt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung. Ob Shakspeare die Ehre der Erfindung gehört, zweifle ich; genug, er brachte diese Art auf den Grad, der noch immer der höchste geschienen hat, da so wenig Augen hinaufreichen und also schwer zu hoffen ist, einer könne ihn übersehen oder gar übersteigen. Shakspeare, mein Freund! wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgends leben als mit dir; wie gern wollte ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärest; lieber als die geehrwürdigste Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

„Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben, denn ich bin in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist, als er mir von Herzen geht.

„Shakspeare's Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), indem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gang des

Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nöthig haben, uns aus dieser Finsterniß zu entwickeln.

„Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland, haben sich bei dieser Gelegenheit wie bei mehreren wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Profession machte, alle Majestät zu lästern, hat sich auch hier als ein echter Thersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren. Die meisten von diesen Herren stoßen sich besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur, Natur! nichts so Natur als Shakespeare's Menschen.

„Da hab' ich sie Alle über'm Hals. Laßt mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe; darin liegt es, daß wir unsere Brüder verkennen; und dann belebt er sie mit dem Hauche seines Geistes; er redet aus allen und man erkennt ihre Verwandtschaft.

„Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen, von Natur zu urtheilen? wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf Alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an Anderen sehen? Ich schäme mich oft vor Shakspeare, denn es kommt mir manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht; hintendrein erkenne ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakspeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind von Romangrillen aufgetrieben.

„Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe. Das was edle Menschen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakspeare, das was wir bös nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als Zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte, unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen.

„Auf, meine Herren, trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben; und weil sie nicht müde genug zu ruhen und noch zu faul sind, um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrthen und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Das war des jungen Dichters Programm. Es war vor Allem ein Absagebrief an den herrschenden literarischen Geschmack — ein Anschluß an Rousseau's Naturalismus im Gegensatz zur Classicität Voltaire's; aber über das Verhältniß dieses Naturalismus zu Religion, Nationalität, historischer Entwickelung, Kunstbildung absolut keine klare Vorstellung. Fort mit allen Fesseln! Frei wie Shakspeare! Menschen!

Natur! basta. Nicht einmal die Schulvorlesungen, die Lessing in seiner Hamburger Dramaturgie gegeben, achtete der geniale Sprudelkopf. Er wollte ganz auf freien Füßen stehen.

Shakspeare folgend, traf er in soweit das Richtige, daß er nach einem großen geschichtlich-vaterländischen Stoff ausschaute. Solche Stoffe waren, neben Religion und Volkssage, von jeher die Hauptquellen großartiger Epik und Dramatik. Aber gerade den Zusammenhang mit Religion, Sage und Geschichte hatte die Reformation unbarmherzig, unheilbar durchschnitten. Das katholische Mittelalter war dem protestantischen Deutschland zur düstern, verhaßten Fremde geworden, zu einem Schreckphantom, mit dem man die Kinder in ihren fanatischen Bekenntnißglauben hineinhetzte, zu einem Wauwau, vor dem sogar der Aufgeklärte und Gebildete Scheu empfand, als vor einer Zeit der schrecklichsten geistigen Knechtung. Die Helden der Reformation boten nichts Poetisches dar — es war nur ein unwirthliches Gezänke, das mit sacrilegischen Hochzeiten und gemeiner Familien-Prosa endigte. Der große Gustav Adolph war ein Schwede. Nach ihm zogen die thurmhohen Perücken in die Geschichte ein. In den heldenmüthigen Kämpfen des katholischen Österreich mit den Türken spielte der Protestantismus meist bloß die Rolle des Unthätigen oder des Verräthers. Woher den großen nationalen Stoff nehmen, da die alte nationale Vergangenheit nur im katholischen Deutschland noch fortlebte und leider auch für dieses, unter französischem, spanischem und protestantischem Einfluß, großentheils zur unverstandenen und ungenießbaren Fabel geworden war? Das war für einen protestantischen Dichter objectiv eine schwierige Lage. Für Göthe verminderte sich die Schwierigkeit freilich dadurch, daß er sich hierüber keine genauere Rechenschaft gab und mehr instinktiv nach etwas recht Natürlichem, Deutschem suchte, das zugleich fähig wäre, durch seine Bedeutsamkeit die fremden, klassischen Fesseln zu sprengen.

Dafür fand sich nun Rath. Er hatte in Straßburg eine alte Scharteke kennen gelernt, deren Inhalt urwüchsiger und deutscher kaum hätte sein können: die Biographie des Ritters G ö t z v o n B e r l i c h i n g e n mit der eisernen Hand, geschrieben von ihm selbst, und ebenfalls mit eiserner Faust. Da war wirklich wenig Kunst und Civilisation — Alles Natur — ein Anecdotenbuch von Jugendstreichen, „Reutterstücklein" und Abenteuern, wie sie ein alter narbenreicher Soldat andächtigen Zuhörern erzählt, kurz, kräftig, derb, mit herzlichem Wohlgefallen über die eigene Tapferkeit und Pfiffigkeit, hier mit einem Segensspruch, dort mit einem

Fluch, bunt drauf los, ohne Satzbau und Unterscheidungszeichen, nur mit Pausen, um aufzuschnaufen, Alles im gemüthlichen Oberdeutsch des 16. Jahrhunderts. In diese heitere Anecdotensammlung hineingeflochten war eine sehr kurze Selbstvertheidigung des Ritters über seine Hauptmannschaft im Bauernkrieg, wie gut er es dabei gemeint und wie schlecht der Schwäbische Bund es ihm gemacht habe — auch das im selben Cavalerie-Stil und in derselben derben Sprache [1].

Ein tragischer Held war es nicht, der Göthe in diesem Buche entgegentrat, ein Ritter, ja, mit dem Kostüm des Ritterthums angethan, auch mit einigen ritterlichen Zügen, aber vom Beruf des Ritterthums abgefallen, in guten Tagen ein Wegelagerer, in bösen Tagen das gepreßte Haupt eines Bauernaufstands, am Ende seines Lebens einlenkend auf etwas ritterliche Bahnen, bemüht, sein nicht recht sauberes Verhältniß zur Revolution weißzuwaschen. Er hat mehr von einem Fuchs oder Wolf (das war auch sein Wappen), als von einem Löwen. Seine Lebensphilosophie läuft auf den Reiterspruch hinaus: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Im Glück ist er voll Humor, im Mißgeschick voll Galgenhumor. Um die großen religiösen, politischen, geistigen, socialen Interessen seines Vaterlands kümmerte er sich durchaus nicht. Sein Königreich ist Hornberg, seine Religion die eiserne Faust.

Was dem an sich mehr humoristischen als ernsten Charakter allenfalls einen tragischen Beigeschmack verlieh, war der düstere Hintergrund der Zeitgeschichte, die durch manche Züge des Anecdotenbuchs ernst und finster durchdämmerte, die Tragödie des deutschen Volkes selbst, das durch kleinliche Selbstsucht, von seinen großen Zielen abgekommen, sich in traurigem Hader selbst zerfleischt. Maximilian, Sickingen, sogar Berlichingen, Selbiz und die aufständischen Bauern zeigen die gewaltigen Kräfte, die vorhanden wären, aus Deutschland das erste Volk Europa's zu machen. Aber all' diese Kräfte sind in die Irre gerathen: ihr innerer Zwiespalt saugt sie auf. Alle Spannkraft des Einzelnen ist nicht im Stande, das Reich in seinem Sturze aufzuhalten, nachdem die Seele des Ganzen, die religiöse und politische Einheit, aus dem gewaltigen Körper entflohen. Deutsch, wie Götz und wie der große historische Hintergrund, war die Sprache, die Denkart, kurz das ganze Leben, das Göthe aus

[1] Ausführlicheres hierüber in den „Stimmen aus Maria-Laach", Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. XVI. 45. 174. 298. 527. Vgl. J. W. von Berlichingen, Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen. Leipzig 1861. Hist.-Pol. Blätter. VI. 462. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. I. 555—558.

dem kunstlosen Volksbuch entgegensprach. Es muthete ihn so begeisternd an, wie das deutsche Volkslied, das er durch Herder in Straßburg hatte kennen lernen. Aber andererseits lag es auch wieder so himmelweit von dem ganzen Bereich der damaligen Bühne und Poesie ab, daß Göthe mit seinem Helden anfänglich nicht wußte, wo aus, wo ein.

Seine Schwester Cornelia, welcher schon lange die Ohren von dem Projecte summten, rieth ihm, beherzt anzufangen, gleichviel wo und wie. Das that er. Einmal in der Sache drin, schrieb er mit großer Leichtigkeit, sehr reinlich, mit freier klarer Hand, ganze Seiten ohne Correctur; es schien keine erste Skizze zu sein, sondern eine Abschrift. Das Geschriebene wurde der Schwester vorgelesen, das Weitere mit ihr und Freunden besprochen. Obwohl Göthe sich anfänglich kein höheres Ziel setzte, als das in der Selbstbiographie gebotene Material auf's Gerathewohl zu dramatisiren, so verschob sich der Charakter des humoristischen Bauernritters bald unvermerkt in den eines tragischen Helden, die poetische Arbeit in eine „Rettung".

„Mein ganzer Genius," schrieb er am 28. Nov. — also mitten in der Arbeit, die er im October begonnen hatte — an Salzmann, „liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakspeare und Alles vergessen werden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe. Denn es ist traurig, an einem Orte zu sein, wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe Sie nicht ersetzt und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum. In sich selbst gekehrt, es ist wahr, fühlt sich meine Seele Efforts, die in dem zerstreuten Straßburger Leben verlappten." „Aber," heißt es weiter im Brief, „Frankfurt bleibt das Nest — Nidus, wenn Sie wollen, wohl um Vögel auszubrüten, sonst auch figürlich Spelunca, ein neidig Loch. Gott helf uns aus diesem Elend. Amen."

Voll Widerwillen gegen die Prosa seines Frankfurter Lebens und vor Allem gegen die juristische Praxis, voll schmerzlicher Erinnerung an das entschwundene Straßburger Glück und an die getäuschte Friederike, voll innerer Verwirrung und Gährung nach allen Seiten hin, unzufrieden mit allen privaten und öffentlichen Zuständen, mit dem heiligen Römischen Reich und dessen schleppendem Rechtsgang, mit seiner Umgebung, seinem Vater und mit sich selbst, unterschob der jugendliche Dichter — unter den Geburtswehen seiner ersten größern Arbeit — der Lage seines Helden die eigenen Nöthen, Qualen, Bestrebungen, die eigenen Seufzer nach Freiheit und Selbständigkeit, das eigene vermeintliche Martyrium für Recht und Freiheit. Er glaubte sich selbst verklärt in

diesem Götz wiederzufinden, der, auf eigene Willenskraft gestemmt, mit allen Mächten und Autoritäten seiner Zeit im Streite lag, aller Theorie und Schulweisheit spottete, viele Hiebe empfangend, mehr noch austheilend, mit seiner Eisenfaust durch alle Wirren sich durchschlug, weder Katholik noch Protestant, alle religiöse Speculation auf den einfachen Reiterspruch zurückführte: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“

Seine Mutter Elisabeth, die Sesenheimer Friederike, den Straßburger Freund Lerse und andere gemüthliche Erscheinungen seines bisherigen Freundeskreises frei skizzirend, umgab er den confessionslosen Biedermann Götz mit einer ihm entsprechenden, nahezu religionslosen, aber in ihrem ganzen Wesen gemüthlichen, treuherzigen deutschen Familie. Ihr gegenüber stellte er eine richtige Aristokratenpartei nach der Anschauungsweise des 18. Jahrhunderts, bestehend aus herrschsüchtigen Pfaffen, verkommenen Junkern und bösen Weibern. Der Kampf zwischen beiden Parteien wird dadurch ermöglicht, daß der biedere, vermöge seiner Tugend dem Bösen unerreichbare Götz in seinem Freunde, dem zwar edeln, aber schwachen Weislingen, ein Alter Ego erhält, das verwundbar ist und durch welches die böse Aristokratenpartei ihn selbst in's tiefste Herz hinein treffen kann. In dem Augenblick, wo eine Aussöhnung zwischen Götz und Weislingen Deutschland das schönste Glück verheißt, weiß der herrschsüchtige Bischof von Bamberg (der eigentliche böse Dämon Deutschlands und des deutschen Geistes) durch die Ränke einer schönen Buhlerin, Adelheid von Walldorf, den bekehrten Ritter wieder von seinem Freunde zu trennen. Weislingen verschmäht die ihm angetraute Schwester Götzens, die blasse Marie, und arbeitet selbst am Kaiserhofe verrätherisch gegen Berlichingen. Auf seinen Rath erklärt der Kaiser Götz in die Reichsacht. Dieser wird in Jaxthausen belagert und zur Capitulation gezwungen. — So weit war die Verwickelung glücklich gediehen: Götz trat einigermaßen in den Vordergrund. Zahlreiche Einzelheiten [1], der Selbstbiographie entnommen, gaben dem Stück einen geschichtlichen Anhauch.

„Die ersten Acte,“ sagt Göthe selbst, „konnten für das, was sie sein sollten, füglich gelten.“ „Aber,“ so gesteht er weiter, „in den folgenden und besonders gegen das Ende riß mich eine wundersame (!!) Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt; unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal nahm überhand, und wie ohnehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit gesetzt ist und dann nur zu einer un-

[1] Viehoff hat sie zusammengestellt. I. Aufl. II. 77. 78. Vgl. IV. Aufl. II. 51.

glücklichen Theilnahme am Bauernkrieg zurückkehrte, so war nichts natürlicher (sic!), als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor ausstach, der, die Kunstfesseln abschüttelnd, in einem neuen Felde sich zu versuchen gedachte."

Wie Verwickelung und Spannung der ersten Acte schon großentheils auf den Ränken Adelheids beruhen, so verdrängt sie in den folgenden Götz beinahe von der Bühne, indem der Dichter sie nun gleichzeitig mit Weislingen, dessen Buben Franz und Sickingen buhlen, erst Weislingen, dann Franz vergiften läßt, bis endlich die Rache der heiligen Vehme den weiblichen Teufel ereilt und ihren weiteren ehrgeizigen Plänen ein Ende macht. Nur in ein paar kurzen Scenen unterbricht der Bauernkrieg die wollüstigen Schauer dieses Ehebruch-Romans. Dann kommt der alte Götz, von Herzeleid gebrochen, noch einmal aus dem dunkeln Kerkerloch hervor, in das ihn der Sieg der aristokratisch-pfäffischen Partei geworfen. Er stirbt, indem er noch einmal nach Freiheit seufzt und nicht etwa eine Erlösung Deutschlands durch die Reformation, sondern eine Zeit der tiefsten Knechtschaft und Erniedrigung verkündigt.

So weit gedieh das Stück am 2. Januar 1772 nach kaum dreimonatlicher Arbeit. Der Autor war noch nicht viel über zweiundzwanzig Jahre alt. Abschriften gingen zunächst an benachbarte Freunde, dann an Herder, den Hofprediger in Bückeburg. „Ihr Urtheil," schrieb ihm Göthe, „wird mir nicht nur über dieses Stück die Augen öffnen, sondern vielmehr über diesem Stück dich lehren, wie Öser, es als Meilensäule pflanzen, von der wegschreitend du eine weite, weite Reise anzutreten und bei Ruhestunden zu berechnen hast. Auch unternehme ich keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich weiß doch, daß alsdann radicale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehen soll." Während Herder lange mit seiner Kritik zögerte, fand Götz bei den näherwohnenden Freunden begeisterten Beifall, verschaffte Göthe sofort den Ruf eines der hoffnungsvollsten Schöngeister und bestärkte ihn vollständig in dem Entschluß, sich der Dichtkunst zu widmen. Daß seine Erstlingsarbeit selbst — in wenig veränderter Fassung — zu einem Marksteine der deuschen Literaturgeschichte werden sollte, ließ er sich aber nicht träumen. Als Herder endlich nach vielen Monaten den „braven Berlichingen" mit Kritik zurücksandte, antwortete er: „Euer Brief war Trostschreiben; ich setze ihn (den Götz) weiter schon herunter, als Ihr. Die Definitiv, ‚daß Euch Shakspeare ganz verdorben u. s. w.', erkannt ich gleich in ihrer ganzen Stärke. Genug, es muß eingeschmolzen, von

Schlacken gereinigt, mit neuem edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden; dann solls wieder vor Euch erscheinen."

Die Umarbeitung fand erst im folgenden Frühjahr statt. Sie war mehr negativer als positiver Natur[1]. Adelheid, das „bezaubernde Ungeheuer", wurde aus seiner bevorzugten Stellung im letzten Act zu Gunsten des Helden etwas zurückgedrängt, der stellenweis noch üppig wuchernde Redeflor gehörig beschnitten. Neuer, edlerer Stoff ward nicht hineingeschmolzen. Verwickelung, Charaktere, Sprache, kurz das ganze Stück blieb im Wesentlichen dasselbe. So wurde es im Sommer 1773 gedruckt und kam für zwölf gute Groschen in den Handel. Die anfänglichen Autor-Ängsten wichen bald der fröhlichsten Hoffnung. „Und nun meinen lieben Götz," schrieb Göthe am 21. August. „Auf seine gute Natur verlaß ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen und doch der Besten einer. Viele werden sich am Kleide stosen und einigen rauhen Ecken. Doch hab ich schon so viel Beyfall, dass ich erstaune. Ich glaube nicht, dass ich sobald was machen werde, was wieder das Publikum findet."

Zu einer schulgerechten, abgeschlossenen Einheit war das Stück auch durch die vollständige Umarbeitung nicht gelangt. Es blieb ein Kranz lose aneinandergereihter, lebhaft dramatisirter, geschichtlicher Scenen, welche nicht ein Charakter oder eine Verwickelung, sondern nur der gemeinsame historische Hintergrund zusammenhielt — ähnlich wie einige von Shakspeare's Königsdramen, nur daß Göthe die Fessel des Verses ganz abstreifte, noch freier in's epische Gebiet hinübergriff und völlig deutsch dichtete nach Inhalt, Geist und Sprache. Aber gerade diese fessellose Freiheit der Form, diese sprudelnde Jugendfrische der bunten Verwickelung, diese volksthümliche Natürlichkeit der Sprache und Darstellung gab dem Stück den Reiz der Neuheit, machte es zu einer revolutionären Macht auf literarischem Gebiet. Es kam von Herzen, aus dem Innersten einer begeisterten, durch und durch poetischen Jünglingsseele, etwas rauh und struppig, aber voll Leben und Kraft. Es war durchtränkt von den leitenden Gedanken und der revolutionären Strömung der Zeit; doch hatte es durch Stoff und Form etwas mitbekommen von dem kräftigen, ritterlichen Geist des Mittelalters, von dem deutschen Volkssinn, der es durchwaltete. Wie ein munterer Frühlingstag schien es herein in die öldampfende Classicität der geschniegelten Modebühne und ihrer über-

[1] Die Abänderungen bei Viehoff notirt. I. Aufl. II. 80. 81.

sättigten Verehrer. Etwas unverschämt blitzte es auch hinein in das große, künstliche Pumpenwerk, das Lessing aufgestellt, um aus Hellas, Frankreich und England eine regelrechte Poesie in die verzopfte deutsche Bühne hineinzupumpen. Die ganze Theorie der Affecte hatte dieser fleißige Dramaturge mit seinem Freunde Mendelssohn und Nicolai durchphilosophirt, Voltaire in den Grund gebohrt, Shakspeare zergliedert, Spanier und Italiener zerzaust, auf aristotelischer Grundlage ein volles System dramatischer Kunst errichtet — und da kam nun dieser junge Frankfurter Schöngeist — ohne Aristoteles und Boileau, ohne Einheiten und Affectetheorie, ohne Philosophie und Ästhetik, bloß mit ein „bischen" Poesie, an der Schwelle des finstern Mittelalters und aus dem Herzen des Volkes geschöpft — und schau, das Ding war schön, schöner als Alles, was bis dahin dagewesen! Lessing ballte und hob die Faust — ließ sie aber weislich wieder sinken. Gegen den Mann mit der eisernen Faust war nicht anzukommen. In der gemüthlichen Jaxthäuser Familie fand das deutsche Volk sich selber wieder. Durch die revolutionäre Verdrehung der Geschichte leuchtete in gewaltigen Zügen das ergreifende, tragische Loos des deutschen Volkes durch, wie dieses edle, herrliche Volk, in innerem Zwiespalt mit sich selbst, an elendem Egoismus, der seine Einheit untergräbt und seine Institutionen ohnmächtig macht, dem Untergang entgegenwelkt. Gerade der revolutionäre Anflug machte es möglich, daß der halb mittelalterlich-deutsche Held bei dem vorwiegend protestantisch-aufgeklärten Publikum begeisterte Aufnahme finden konnte. Aber auch gerade in diesem Anschluß an die seichte Zeitströmung liegt die innere Schwäche und der innere Widerspruch des Drama's. Es verherrlicht unter mittelalterlichem Kostüm jenen schrankenlosen Individualismus, der das große Deutschland des Mittelalters zerstört hat; es erhebt sich feindlich gegen all' jene Mächte, die es einst aufgebaut und wieder aufbauen könnten; es krankt an jenen verworrenen Ideen der Revolution, durch welche das alte deutsche Reich vollends zertrümmert wurde.

Dieser Zwitternatur entsprechend hat „Götz von Berlichingen" eine doppelte literaturgeschichtliche Strömung hervorgerufen oder wenigstens mächtig befördert: jene der sog. Genieperiode und jene der Romantik. Die erstere ahmte die fessellose, revolutionäre Emancipation von allen conventionellen Schranken nach und verlor sich, dem vermeintlichen „Genie" folgend, in den tollsten Ausgeburten zügelloser Phantasie. Die andere riß Götzens Helm und Harnisch als Mummenschanz an sich und spielte damit erst zahllose Ritter-, Räuber- und Mönchs-Schauspiele und Romane.

Doch legte sich in diesem närrischen Faschingsgetriebe die altprotestantische Scheu vor dem Mittelalter. Das mittelalterliche Kostüm führte auf mittelalterliche Poesie, Kunst und Geschichte. Man wagte sich zurück über die bis dahin unübersteigliche Scheidewand, versuchte sogar das Mittelalter poetisch und politisch neu zu construiren. Durch Walter Scott, welcher seine poetische Laufbahn mit einer Übersetzung des „Götz“ begann, drang jene „romantische Richtung“ auch über den Canal hinüber, erregte dort ein begeistertes Interesse für mittelalterliche Kunst und mittelalterliches Leben, weckte die alte Balladenpoesie und die patriotische Epopöe zu neuer Blüthe auf und begründete jene historisch-patriotische Art des Romans, der zwar längst nicht alle protestantischen Vorurtheile gegen die katholische Vorzeit aufgab und zerstörte, aber doch die Abneigung gegen dieselbe mächtig untergrub und eine gerechtere Beurtheilung derselben anbahnte. Durch Scott und seine Schule hat der „Götz“, allerdings sehr mittelbar, wieder auf Deutschland zurückgewirkt. Aber nur wenige dieser romantischen Bewunderer des Götz fanden den Schlußstein, der das ganze Gebäude des Mittelalters trägt. Den meisten blieb es ein längst überlebter Roman oder ein „verlorenes Kirchlein“ im Walde.

---

5. Merck und der Darmstädter Kreis. Die Recensionen der Frankfurter Gelehrten Anzeigen.

1771—1772.

„Sich frei zu erklären, ist eine große Anmaßung; denn man erklärt zugleich, daß man sich selbst beherrschen wolle; und wer vermag das?"

Göthe, noch ein Wort für junge Dichter. XXVI. 318.

„In Ihren Zeitungen sind Sie immer Sokrates-Addison, Göthe meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen, und wenn ich dann einmal komme, so ist's der irländische Dechant mit der Peitsche."

Herder an Merck, Oct. 1772.

Schon im Herbst 1771, bald nach seiner Rückkehr nach Frankfurt, wo er die beiden Schlosser wieder traf, ward Göthe mit einem Mann bekannt, der für die nächste Zeit ihm nicht unwichtige Dienste leisten sollte. Es war der Kriegszahlmeister Merck in Darmstadt, ein noch junger Mann (geb. 1741), aber gereist, vielseitig gebildet und ein tüchtiger Beamter (seit 1767 Geh. Secretär, dann Kriegsrath und Zahlmeister, erschoß sich später, 27. Juni 1791). Selbst nicht productiv, besaß er ein sehr gediegenes, scharfes, kritisches Urtheil in literarischen Dingen und sprach dasselbe auch unumwunden aus. Für Göthe, der von Projecten übersprudelte, aber keines zur Reife brachte, in seiner Überfülle immer unentschlossen hin- und herschwankte, war ein solcher nüchterner, praktischer Freund Goldes werth. Er brachte ihn an's Arbeiten und Abschließen seiner Arbeiten, drängte, beruhigte wieder, kritisirte scharf und unnachsichtlich, blieb bei allem Interesse ruhig, kalt und objectiv, und hielt die überschäumende Naturentfaltung des Dichters in heilsamen Schranken. Göthe hat es ihm später schlecht gelohnt, indem er ihn als einen rein negativen, hämischen, bittern, störrischen Menschen in seine Selbstbiographie[1] hineinzeichnete, so daß es vielfacher Forschungen Anderer bedurfte, um den als „Mephistopheles" verrufenen Mann wieder in das wahre objective Licht zu setzen. Im Jahre 1771 und den folgenden jedoch schloß Göthe sich

[1] Vgl. Ges. Werke. XVIII. S. 53. 96.

mit Eifer an Merck an, ließ sich von seiner mitunter satirischen Kritik nicht zurückschrecken, sondern theilte ihm alle seine Projecte mit.

Sobald deßhalb die Bekanntschaft gemacht war, herrschte zwischen Frankfurt und Darmstadt ein lebhafter Verkehr. Göthe kam oft herüber, spielte mit Mercks Kindern, belebte die Gesellschaft, die sich in dessen Hause zusammenfand, machte mit demselben Ausflüge und debattirte mit ihm seine Projecte. Merck selbst stand mit einer ganzen Anzahl von Literaten und schöngeistigen Damen in brieflichem Verkehr. Ein kleiner, gewählter Kreis fand sich oft um ihn zusammen. Bei ihm lernte Göthe u. A. die Braut Herders, Caroline Flachsland, kennen, Sophie Laroche, die Großmutter Brentano's, die Verfasserin des „Fräulein von Sternheim", Franz Michael Leuchsenring, den geschäftsreisenden Schutzgeist und Störenfried aller literarischen Cirkel, Geheimrath Hesse, Minister des Landgrafen, Professor Petersen, Rector Wenk, die Geheimräthin von Hesse, eine Schwester der Demoiselle Flachsland.

Im Kreise dieser Gesellschaft las und declamirte Göthe seine und Anderer Gedichte, las Scenen aus seinem „Götz" vor, besprach seine angefangenen Arbeiten, suchte Anregung zu neuen. Es wurden auch Ausflüge und Vergnügungspartien veranstaltet. Die Genies spazirten zusammen, tranken Punsch, tanzten und küßten sich. Dazu Complimente, Neckereien, Thränen, Entzückungen, kleine Ehrabschneidungen, Stadtneuigkeiten und was sonst zu guter Gesellschaft gehört. Ein kleines Denkmal des Scherzes, der da getrieben wurde, ist „das Fastnachtsspiel, wohl zu tragiren nach Ostern von Pater Brey, dem falschen Propheten, zu Lehr, Nutz und Kurzweil gemeiner Christenheit, insonders Frauen und Jungfrauen zum goldenen Spiegel". Herder, Merck, Caroline Flachsland, vor Allem aber der sentimentale Leuchsenring sind darin mit derbem Studentenhumor aufgezogen. Leuchsenring kömmt schlecht weg, wird vom Hauptmann Balandrino (Herder), den er mit seiner Braut zu entzweien sucht, zum Kuckuck gejagt.

Während Göthe die Zuckerwasser-Schönthuerei, die Lämmlein-Hämmleins-Miene und Damenverehrung Leuchsenrings so kräftig geißelte, himmelte er nebenbei selbst auch mit einiger Empfindsamkeit. So in Pilgers Morgenlied an Lila, d. h. an eine gewisse Fräulein von Ziegler, die in Homburg Hofdame war, ein Schäfchen hatte, das mit ihr aß und trank und das sie an rosenfarbenem Bande spazieren führte, die aber mit anderen „Schäfchen" nur Unglück hatte und die Reihe ihrer Liebschaften mit Hundeliebhaberei beschloß. Noch himmlischer schwärmte er in dem

Gedicht Elysium an Uranie (eine kränkliche Hofdame der Herzogin von Zweibrücken, Fräulein von Roussillon, eine Freundin der Lila). Doch bricht auch in diesem Empfindungsstück etwas von dem wilden, stürmischen Wesen durch, das Göthe in dieser Periode beherrschte. Noch kräftiger ist die Felsweihe an Psyche (Caroline Flachsland) und Wanderers Sturmlied, das er einmal componirte, während er zu Fuß, durch Sturm und Wetter von Frankfurt nach Darmstadt ging: „Wen du nicht verlässest, Genius, wird dem Regengewitter, wird dem Schlossensturm entgegensingen wie die Lerche, du da droben!" —

Viel Bedeutendes kam bei diesem zerstreuten und amüsanten Leben nicht heraus. Die Umarbeitung des „Götz" wurde verschoben. Eine Tragödie: „Sokrates", welche den philosophischen Heroismus der herrschenden Biedermannsmoral verherrlichen sollte, erstickte im Keime. Mittlerweile hatten sich Merck und Schlosser zusammengethan, um eine neue Zeitschrift, ein Literaturblatt, zu begründen: „Die Frankfurter Gelehrten Anzeigen". Die Redaction übernahm Schlosser, den Verlag der Buchhändler Deinet. Als Mitarbeiter waren Wenk (in Darmstadt), Höpfner (in Gießen), Böckmann, Herder, auch Göthe angeworben. Die Zeitschrift erschien vom Januar 1772 an, gerade rechtzeitig als Götz fertig geworden [1]. Was dieselbe von den andern Zeitschriften ähnlichen Charakters unterscheiden sollte, war die Einheit der Richtung. Denn keines der damaligen leitenden Literaturblätter, weder Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek, noch die Lemgoer Bibliothek, noch Weiße's Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, hatte einen einheitlichen, grundsätzlichen Charakter. Zufällige Laune und Stimmung würfelte die Arbeiten zusammen, die Herausgeber wählten und veröffentlichten, was ihnen das Beste schien, oft auch, was eben da war, ohne einheitlichen Gesichtspunkt und ohne feste Grundsätze. Dem neuen Journal ging es bald nach seiner Gründung auch nicht besser. Jeder schrieb nach seinen Ideen und seinem Geschmack — das Programm ging auseinander und ein bedeutenderer Einfluß konnte, bei nur sehr kurzer Dauer, nicht gewonnen werden.

Göthe war, als er als Recensent in dieß Blatt zu schreiben anfing [2], noch ganz in der wilden, revolutionären Stimmung, in welcher

---

[1] Die Redaction führte Merck. An jedem Dienstag und an jedem Freitag erschien eine Nummer von vier Blättern in klein Octav. Das Blatt enthielt neben größeren Recensionen kleine Notizen über Bücher, Personal-Notizen, Anecdoten ꝛc.

[2] Er bemerkte über seine Zuziehung später selbst: Was mich betrifft, so sahen

er den Götz geschrieben, bereit, alle französischen Ziergärten auszuraufen, alle ästhetischen Lehrgebäude niederzureißen, allen pedantischen Lehrern des Schönen die Fenster einzuwerfen und die Natur endlich einmal frei und ungeschoren wachsen zu lassen. Der Erste, der ihm in die Quere kam, war der bereits in Jahren stehende Professor Sulzer in Berlin, der seine „Allgemeine Theorie der schönen Künste“ in Form eines Lexikons zu veröffentlichen begonnen. „Es enthält dieses Buch Nachrichten,“ so kündigt Göthe den angesehenen Ästhetiker an, „der in das Land der Kunst gereist ist; allein er ist nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genossen, nur Observationen, aber nicht Experimente hat er angestellt.“ Nicht ganz mit Unrecht wundert sich Göthe, „daß der Verfasser dem Faden nicht gefolgt ist, den Lessing und Herder aufgewunden haben, der die Grenzen jeder einzelnen Kunst und ihre Bedürfnisse bestimmt. Nachdem die Herren Theorienschmiede alle Bemerkungen in der Dichtkunst, der Malerei und der Sculptur in einem Topf gerüttelt hatten, so wäre es Zeit, daß man sie wieder herausholte und für jede Kunst sortirte, besonders die der Sculptur und Malerei eigenen Grundsätze“ [1].

Schlimmer noch kommt ein Artikel der Encyklopädie über die schönen Künste weg, den Sulzer bald darauf separat erweitert herausgab. „Wir haben beim Lesen des großen Werks bisher schon manche Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundsätze, worauf sie gebaut ist, den Leim, der die verworfenen Lexikonsglieder zusammen beleben soll, untersuchen, so finden wir uns in der Meinung nur zu sehr bestärkt, hier sei für Niemand nichts gethan, als für den Schüler, der Elemente sucht, und für den ganz leichten Dilettanten nach der Mode.“ [2]

Mit noch lebhafterem Ungestüm geht's nun her über die Philister, die den Homer mit archäologischem und historischem Trödelkram von Außen erklären, anstatt seinen inneren Sinn zu erschließen —, die Sterne's Yorick nachdichten, ohne Sterne's Humor und wahres Gefühl zu haben, die den Shakspeare nach dem ersten Theil der ältern Leipziger Bibliothek modeln wollen, um das Gold von den Schlacken zu scheiden.

In den Neuen Schauspielen der k. k. Theater zu Wien hat „tragikomische Tugend, Großmuth und Zärtlichkeit so viel zu schwatzen, daß der gesunde

sie wohl ein, daß mir nicht mehr als alles zum eigentlichen Recensenten fehle. Mein historisches Wissen hing nicht zusammen u. s. w. Ges. Werke. XVIII. 92.

[1] Ges. Werke. XXVI. 3.

[2] Ges. Werke. XXVI. 15.

Menschenverstand und die Natur nicht zum Wort kommen können.... Von dieser Sammlung soll nächstens der zweite Theil nachfolgen: denn seitdem Thalia und Melpomen durch Vermittelung einer französischen Kupplerin mit dem Nonsens Unzucht treiben, hat sich ihr Geschlecht vermehrt wie die Frösche!"[1]

„So lange insbesondere die deutsche Bühne dem Eigensinne eines tausendköpfigen und ungebildeten Publikums, dem Muthwillen der Schreiber- und Übersetzerzunft ausgesetzt bleibt, so lange in ganz Deutschland nur eine tragische Schauspielerin existirt, so lange die Gebler, die Stephanie schreiben dürfen und belobt werden — wer wird es dem Philosophen verdenken, wenn er lieber, wie mancher Brahmine, den ganzen Tag in einer Positur unthätig säße, als sich in den Schauplatz erhübe?"[2]

So wurden Hiebe und Püffe ausgetheilt nach Rechts und Links gegen Schauspieler und Professoren, Übersetzer und Poeten, wer immer auf Schulkrücken ging oder nach Öl roch[3]. Es sollte der gekränkten Natur, dem beleidigten Menschenverstande, der eingeschnürten Freiheit allseitig zu ihrem guten Recht verholfen werden. Die Poesie zurück in's Leben und vom Leben wieder in die Poesie! Deutscher Geschmack, deutsches Gefühl! Das war der Schlachtruf des lebhaften feuersprühenden Kritikers. Der alte hausbackene Gellert kam darum schlecht weg, obwohl sich Göthe anschickte, ihn zu vertheidigen. Dagegen gelangten die Barden wieder zu Ehren.

„Wir sind," schreibt er über die Lieder des Jesuiten Denis, „wider die Bardenpoesie nicht eingenommen. Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem oder dem Tone der Gleim'schen Kriegslieder am besten verbreitet; und der Dichter selbst setzt sich lieber in die Zeiten der Sittenunschuld und der starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsere tändelnde Zeit besänge. Wo sind denn die schönen Thaten, die ein deutscher Ossian in unsern Zeiten besingen könnte, nachdem wir unseren Nachbarn, den Franzosen, unser ganzes Herz eingeräumt haben? Einem Patrioten singt kein Dichter in diesem Tone fremd, und antike griechische Schilderungen, mit deutschen Sitten verbrämt, sind doch ja wohl eben der Fehler, oder wohl ein größerer als Bardenpoesie in unserem Zeitalter. Wenn Tugend und Rechtschaffenheit statt der Kabale und der Laster unseres Jahrhunderts, statt der Bosheit der Priester und unseres Volkes, wieder einmal die Oberhand gewinnen, dann erst kann der Barde seine Saiten umspannen und seinen Zeiten

[1] Ges. Werke. XXVI. 28.

[2] Ges. Werke. XXVI. 38.

[3] Hamann urtheilte über Göthe's Recensenten-Thätigkeit: „Göthens Harlekinspeitsche ist nicht ganz nach meinem Geschmack, wiewohl sie vielleicht das beste Mittel bei gegenwärtiger Barbarei zu sein scheint." Ges. Werke. Ed. Roth. V. 158. Das beste Mittel?

gemäß singen. Indeß bringt jeder Barde sein Opfer zur Verbesserung unserer Sitten und dieß hat auch hier Denis gethan." [1]

Weder mit dem Patriotismus und der Heldengesinnung, noch mit der Rechtschaffenheit und Sittenunschuld war es so ernst gemeint.

„Wenn wir einen Platz in der Welt finden," ruft er dem Freimaurer Sonnenfels in Wien zu, „da mit unseren Besitzthümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausende und Tausende in jedem Staate? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeiten das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist. — Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, drinnen zu liegen." [2]

Was aber die Sittenunschuld betrifft, so schäckerte er nicht nur mit schmeichelhafter Grazie über den sentimentalen Salonroman der Sophie La Roche: „Geschichte des Fräuleins von Sternheim", sondern ergriff ganz begeistert Partei für ihren einstigen Anbeter Wieland und dessen französischen Epikuräismus. Er begrüßte es mit Freuden, daß die Wieland'sche Muse das platonische Empyreum verlassen und zu den Menschen herniedergestiegen,

„vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moralische Welt als ein Paradies durchwandert hatte, anfing, den Baum des Erkenntnisses (!) selbst zu kosten. Nun wurden die dramatis personae gute, ehrliche Menschenkinder, wie sie vor unsern Augen herumgehen, weder ganz gut noch ganz böse... Es waren Sitten des 18. Jahrhunderts, nur in's Griechen- und Feenland versetzt. Dieß war das nämliche Alter, wohin die Geburt des Agathon und der Musarion fällt (1768). Die Enkratiten sahen ihn als einen abgefallenen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken schwebte, sondern herabgekommen war, die Schafe Admets zu weiden. Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege unter dem Putz, und die ekeln Moralisten, die nichts als gute und böse Gespenster sehen, verschlossen die Bücher vor ihren Töchtern." [3]

Der poetische Gehalt der „Musarion" beschränkt sich darauf, daß ein heruntergekommener Athenienser Phanias nebst zwei Philosophen, einem Stoiker und einem Pythagoräer, welche sich einem ascetischen Einsiedlerleben ergeben haben, durch die Künste einer Hetäre der eine zu viehischer Un-

---

[1] Ges. Werke. XXVI. 41.
[2] Ges. Werke. XXVI. 60.
[3] Ges. Werke. XXVI. 31.

mäßigkeit, der andere zu krasser Wollust, Phanias zur „gesunden Sinnlichkeit“ eines gemäßigten Epikuräismus zurückgeführt werden. Das nennt Wieland:

„Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt.“

Indem Göthe sich dieses griechisch aufgeputzte, unzüchtige Franzosenthum Wielands nicht nur herzlich wohl gefallen ließ, sondern es sogar gegen „die gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei“, d. h. gegen alle anständigen Leute vertheidigte, ist es klar genug, daß seine Naturbegeisterung auf dieselbe Genußsucht und Emancipation des Fleisches hinauslief, deren Oberhofprediger Wieland geworden. Nur rang er nach einer etwas frischeren, natürlicheren, kräftigeren Form, als die holperigen Alexandriner und Stanzen, in welchen Wieland die „gesunde Sinnlichkeit“ verherrlichte. Auch sollte die Liederlichkeit mit etwas Maß, mit deutschem Gefühl und deutschem Geschmack betrieben werden, unter der Firma Sittenunschuld und Natur, Freiheit und Biederkeit.

Ohne Autorität im Himmel und auf Erden, als den eigenen „Genius“, brach der stürmische Recensent auch in die Theologie ein. Da hatte sich der greise Haller in Bern, einer der größten Gelehrten der Zeit, Mediciner und Naturforscher von europäischem Ruf, Dichter und Schriftsteller von hervorragendstem Verdienst, dabei ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes, unterfangen, in „Briefen über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung“ die apologetischen Grundlagen und Fundamentaldogmen des Christenthums gegen den frivolen Unglauben zu vertheidigen. Pfui über den thörichten Greisen! In zwei Seitchen ist über all’ seine Gelehrsamkeit der Stab gebrochen — in zwei Seitchen ist die ganze Apologetik, sind die Dogmen des Sündenfalls und der ewigen Vergeltung im Jenseits über den Haufen geworfen. Ein paar frivole Witze à la Voltaire dazu — und der 23jährige Advokat, der nie Philosophie noch Theologie studirt, schleudert lustig die „Krücke“ der Offenbarung von sich — er braucht sie nicht! [1]

Nun werden es ihm wohl die Neologen recht machen, die alles Übernatürliche aus der Bibel wegräsonniren? Nein, Herr Dr. Göthe sitzt auch über den Gießener Professor Bahrdt zu Gericht, der sich vermessen hatte, nicht bloß Terminologie-Pagoden umzustoßen, sondern voll-

[1] Ges. Werke. XXVI. 45.

kommen biblische Begriffe zu untergraben. Fort mit ihm! Herr Göthe will die Bibel erhalten wissen und was sie vom Teufel und vom Opfer lehrt. Er gedenkt das noch poetisch zu brauchen.

„Hätte der Verfasser sich den Schriften Mosis auch nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes, als Bruchstücke einer ägyptischen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, so würde er die Bilder der morgenländischen Dichtkunst nicht in einer homiletischen Sündfluth ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, zerhauen und in ihm Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe des 18. Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es ist ekelhaft anzusehen, wenn uns ein solcher Scribent, wie dieser, unterscheiden will: das hat die ewige Weisheit unter der Geschichte Edens, unter dem Bilde der Schlange gelehrt, und das hat sie nicht gelehrt.“ [1]

So wenig wie die frechen Rationalisten, konnten es dem jungen „Doctor“ die dummen, bigotten Orthodoxen treffen. Sie nahmen es nicht nur mit der Bibel zu ernst, sondern namentlich mit der Moral. Deßhalb empfahl er in ironischem Sinne „angelegentlichst allen Eltern, Lehrern, Predigern und übertriebenen Devoten“ die von Dr. Münter herausgegebene Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee, weil sie daraus „die große Wahrheit lernen werden, daß allzustrenge und über die Grenzen gedehnte Religionsmoral den armen Struensee zum Feind der Religion gemacht hat. Tausende sind es aus eben der Ursache heimlich und öffentlich, Tausende, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, Lamettrie, Helvetius, Rousseau und ihre ganze Schule haben der Moralität und der Religion lange nicht so geschadet, als der strenge, kranke Pascal und seine Schule.“ [2]

Da, sollte man nun glauben, hätte Lavater Gnade gefunden, der in Christus die Menschlichkeit und den Menschenfreund hervorhob.

„Menschlichkeit auszubreiten,“ so predigte dieser fromme Schöngeist, „lieber Freund, Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschentugend, ist einer meiner Hauptzwecke bei diesen Predigten. Dieß, lieber Bruder, sei dir ein Wink! herzlich gern möchte ich mich noch länger über wichtige Reichsangelegenheiten Christi mit dir unterhalten, aber ich kann es nicht. Ich sage also nur noch: Sei weise, sei ein Mann! Widersetze dich ferner, lieber Bruder, mit Weisheit, Sanftmuth und leuchtender Stärke des Geistes und Herzens den beiden

---

[1] Ges. Werke. XXVI. 47. [2] Ebd. XXVI. 51.

großen Feinden der Wahrheit und der Tugend: ich meine das emporbrausende christusleere Christenthum auf der einen und die vernunftlose Schwärmerei auf der andern Seite." „Sprich, lieber Leser," antwortete ihm Göthe in der Kritik seiner Predigten, „ob unser Lavater nicht vortrefflich denkt? Aber sprich, ob es nicht höchst wünschenswürdig wäre, daß man beide diese Feinde besser kennen lernte, als sie die Meisten kennen? Denn wie viele wissen die große Frage richtig zu beantworten: Was heißt christusleeres Christenthum? was vernunftlose Schwärmerei? welches sind ihre Grenzlinien, welche die Malzeichen des Thieres? Möchte sie doch einst ein Lavater beantworten!"[1]

Es brauchte hiezu gar keines Lavaters. Glaube und Unglaube grenzten sich an dem geistigen Gesichtskreis der Zeit deutlich genug ab, wenn auch Männer wie Lavater Pfade der Vermittlung suchten. Aber Göthe war weder an dem doctrinären Unglauben, noch an dem doctrinären Glauben, weder am Rationalismus, noch am Pietismus, weder an Theologie noch an Philosophie etwas gelegen. Was er suchte und wollte, war Freiheit, Lebensgenuß und Poesie. Am deutlichsten zeichnet er sein eigenes Glaubens- und Sittenbekenntniß in einer Recension über die Gedichte eines polnischen Juden, welcher, wie hundert Andere, die schöne Wissenschaft gepudert und mit glattem Kinn und in grünem, goldbesetztem Rock betrieb und gewöhnlichen Mädchen auf der Promenade die schon längst dagewesenen Liedchen nachtrillerte. Nachdem Göthe ihn mit einigen Witzen auf's Trockene gesetzt, bricht er in folgendes charakteristisches Gebet aus[2]:

„Laß, o Genius unseres Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der, voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten, manigfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellte, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließe, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all' seine Freuden und Siege und Niederlagen, all' seine Thorheiten und Resipiscenzen mit dem Muthe eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne, weibliche Vorzüge nicht genugthun.

[1] Ges. Werke. XXVI. 56. [2] Ges. Werke. XXVI. 25.

„Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher, thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebewirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend, mit geborenem Wohlanstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei alle dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm, wie sie, mit ihr nach ferneren verhüllteren Seligkeiten dieser Welt ahnte, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all' den goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte. Laß die Beiden sich finden: beim ersten Nahen werden sie dunkel ahnen, was Jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem Andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lalle er ahnend und hoffend und genießend, ‚was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin'. Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasen-Ideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen.

Doch, ob's solche Mädchen gibt? ob's solche Jünglinge geben kann?"

In dieser Anrufung des vaterländischen Genius ist wohl das tiefgehendste Programm für Göthe's weiteres Leben und Dichten enthalten. Er hatte in Leipzig die ersten Experimente zu dessen Verwirklichung gemacht; er hatte Friederike erobert — und auch wieder verlassen. Er hatte, als er die Recension schrieb, bereits das neue, vollendete Ideal geschaut. Aber das „Ideal" war bereits mit einem Andern verlobt — und der junge Dichter konnte wohl aus der fatalen Lage neuen Stoff zu wahrer und schöner Darstellung schöpfen; aber indem er ein zauberischer Herold der gesunden Natur zu werden wähnte, legte er, ohne es zu wollen, Zeugniß für die Krankheit der nun einmal gefallenen Natur ab, versperrte sich selbst den Pfad zu einer wahren, glücklichen Liebe und verirrte sich auf einen Weg, der, von der Gesellschaft im großen Ganzen innegehalten, sie in vollständige Auflösung stürzen mußte.

Der junge Jerusalem schrieb um diese Zeit über Göthe: „Er war zu unserer Zeit in Leipzig nur ein Geck, jetzt ist er noch außerdem ein Frankfurter Zeitungsschreiber."

---

6. Der wirkliche Lotte-Roman.

1772 und 1773.

> „Der Dr. Göthe war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerst kennen. Er hat sehr viele Kenntnisse, und die Natur, im physikalischen und moralischen Verstande genommen, zu seinem Haupt-Studium gemacht, und von beyden die wahre Schönheit studirt. Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm Genüge geleistet.
>
> Kestner.

> „Toutes les rêveries, toutes les faiblesses, toutes les misères sentimentales de Werther Goethe les a eues, mais avec moins de conséquence.“
>
> Henry Blaze de Bury.

Im Frühjahr 1772 siedelte Göthe nach Wetzlar über. Sein Vater wünschte, daß er hier — am Sitze des Reichskammergerichts — gleich ihm selbst die praktische Rechtsschule durchmache, um hernach mit mehr Erfolg und Glanz in Frankfurt voranzukommen. Denn neben dem Reichshofrath in Wien war dieß das höchste Tribunal in deutschen Landen: vor seinen Schranken wurden die Processe der Reichsunmittelbaren verhandelt; an seinen Spruch appellirten die Reichsmittelbaren im Falle verweigerter Gerechtigkeit. Nur einige Jahre zuvor (1767) war, auf Anregung des Kaisers Joseph, eine Reichsdeputation unter dem Vorsitz kaiserlicher Commissarien daselbst zusammengetreten, um den Tausenden von Processen, die sich in Folge von Form-, Competenz-, Prioritäts- und anderen Streitigkeiten dort aufgespeichert hatten, zu endlicher Erledigung, dem Gerichtshof selbst zu geeigneter Reform zu verhelfen [1]. Noch saß die erste der fünf Klassen, in welche sich die Deputation getheilt hatte, aus 24 Abgeordneten bestehend, an ihrem bureaukratischen Riesenwerk, bebrütete mit deutscher Gründlichkeit die endlosen Processe mit ihren hundertfältigen Beziehungen zu den Einzelrechten, Einzelforderungen und Einzelinteressen der deutschen Stände und Religionsparteien, führte durch Einleitungen und Vorarbeiten neue Verschleppungen herbei und brachte durch Zwist der Mitglieder unter sich neue Verwickelungen zu Stande. Einem an-

---

[1] Über diese Visitation vgl. Ad. Menzel, Deutsche Geschichte. XI. 408 ff. XII[a]. 104—122.

gehenden Juristen und Diplomaten war in diesem größten Actenmagazin von Europa die reichlichste Gelegenheit geboten, die verworrene Rechtsmaschine des deutschen Reiches bis hinein in ihre geheimsten Schrauben, Federn und Rädchen zu studiren. Der alte Göthe kannte nichts Vortrefflicheres, nichts Bildenderes, um in kurzer Zeit die Kunst zu lernen, an Processen Geld, Amt und Titel zu verdienen.

Wolfgang seinerseits war froh, der väterlichen Aufsicht wieder für einige Zeit zu entgehen. Das Städtchen war zwar nicht schön, noch bot es das bunte Leben einer größeren Stadt, aber das Lahnthal und die Höhen ringsum boten dem Zeichner, Dichter und Naturfreund manche Annehmlichkeit. Dazu brachte die Vertretung der gesammten deutschen Jurisprudenz schon einige Bewegung. Jede der Legationen hatte ihr kleineres oder größeres Hotel, ihre Schreiber und Bedienten, ihre Equipagen und ihr Ceremoniell; jede hatte auch ihre besonderen Ansprüche und ihre eigenen Händel. Nord- und Süddeutschland, katholische und protestantische Stände, preußische und österreichische Politik geriethen da in vielfache freundliche und feindliche Berührung. Jede der großen und kleinen Souveränitäten trieb ihr diplomatisches Spiel und verwickelte sich mit demjenigen der andern zu einem wunderlichen Gewebe. Unter den jungen Schreibern und Attachés waren nicht wenige, die, wie Göthe, Genies zu sein glaubten, und sich mehr mit Schöngeisterei als mit Gerichtsacten plagten. Unter diesen hatte sich eine Anzahl als Club zusammengethan und Ulkes halber einander Ritternamen angehängt. Gründer und Vorsitzender des Ordens war der braunschweigische Gesandtschaftssecretär Aug. Friedr. v. Goué, ein närrischer Komiker, der für ein sehr großes Genie galt, aber mehr trank als arbeitete und später auch an unmäßigem Trinken zu Grunde ging.

Feiner gebildet war der Legationssecretär Gotter aus Gotha, welcher nach französischen Mustern Poesie trieb und an der Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs betheiligt war. Nicht unbeträchtliche Kenntnisse besaß der Mecklenburger v. Kielmannsegge, der in Göttingen studirt hatte, mit Biester, Sprengel, Boie näher bekannt war und mit Bürger in vertraulicher Beziehung stand. Etwas ernster als die Übrigen war Falke, späterer Bürgermeister von Hannover. In diesem Club, der mit der größten Feierlichkeit den größten Unsinn trieb, war Göthe schon als „Genie“ bekannt und empfohlen. Er wurde deßhalb mit offenen Armen aufgenommen, erhielt in der Tafelrunde den Beinamen „Götz von Berlichingen der Redliche“ und machte den Ulk der heiteren Gesellschaft mit, in welcher das Volksbuch von den vier Haimonskindern als

„canonisches Buch“ erklärt und Abschnitte daraus mit vielen Ceremonien vorgelesen wurden.

Bei einem Ausfluge mit einigen dieser Ritter lernte Göthe auch den hannöver'schen Legationssecretär Joh. Christian Kestner kennen, der, geb. 1741, im Jahre 1767 mit der kurfürstlichen Gesandschaft zur Kammergerichtsvisitation nach Wetzlar gekommen war, einen talentvollen, braven, soliden Mann, der seinem Berufe lebte und dem Orden der Witzbolde nicht angehörte. Von ihm haben wir eine sehr treffende Charakteristik Göthe's aus dieser Zeit[1].

„Im Frühjahr,“ schreibt er, „kam hier ein gewisser Göthe aus Franckfurt, seiner Hanthierung nach Dr. Juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dieß war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar u. s. w. zu studiren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden.

„Er hat sehr viele Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.

„Er ist in allen seinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen so viel frey, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

„Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bey Kindern, bey Frauenzimmern und vielen Andern ist er doch wohl angeschrieben.

„Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung.

„In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewißen System.

„Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben.

„Er ist nicht, was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äussert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige; stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen.

„Er haßt zwar den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Deter-

---

[1] Ch. Kestner, Göthe und Werther. Briefe Göthens aus seiner Jugendzeit. Stuttgart, Cotta. 1854. S. 35 ff. J. W. Appel, Werther und seine Zeit. Leipzig 1855.

minirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu sein; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner.

„Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber auch nichts weniger wie das.

„Vor der Christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen.

„Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand.

„Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration.

„Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre; aber doch noch mehr gedacht und raisonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerck gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften."

Kestner bildete in Charakter und Leben einen auffallenden Gegensatz zu Göthe. Acht Jahre älter als dieser, hatte er in einem glücklichen Familienkreise und unter Leitung eines wackern, vielseitig gebildeten Hauslehrers eine tüchtige Erziehung bekommen. Er war kein genialer Überflieger, aber dafür auch von den Thorheiten eines solchen frei, ein wackerer Arbeiter, der etwas Kunst und Poesie nur als Zuspeise mit in den Kauf nahm, genügsam, ordnungsliebend, religiös — ein treuer Freund, ein anhänglicher, dankbarer Schüler. 26 Jahre alt kam er als Legationssecretär nach Wetzlar. Er vermißte hier Anfangs den angenehmen Freundeskreis der Heimath, in welchem er aufgewachsen war, ließ sich jedoch hiedurch nicht beirren, sondern suchte seine bescheidene Erholung in Spaziergängen und Ritten durch das schöne Lahnthal. Bald fand er auch einen geselligen Familienkreis, der ihm denjenigen der eigenen Familie einigermaßen ersetzte. Es war die Familie des Amtmanns Buff, der das „Deutsche Ordenshaus" zu Wetzlar verwaltete. Der Vater, ein biederer Beamter, die Mutter, eine fromme, verständige und herzensgute Frau, die mit ganzer Hingebung ihren zahlreichen Kindern lebte, die Kinder, ihrer Mutter würdig, sämmtlich blond mit blauen Augen, eines hübscher als das andere, weßhalb die Frau Buff in der Stadt nur die „Mutter der schönen Kinder" genannt ward. Das älteste war schon 18 Jahre alt, regelmäßig schön, still, ruhig, von sanftem Charakter; die zweite Tochter Charlotte (geb. 11. Jan. 1753), zählte 16 Jahre, stand der ersteren an Anmuth nach, empfahl sich aber dafür um so mehr durch ihren Charakter.

„Mitleidig gegen alle Unglücklichen," so schildert sie Kestner in einem Brief-

concept an seinen frühern Erzieher vom Ende 1767 oder Anfang 1768 [1], „gefällig und bereit, Jedermann zu dienen, versöhnlich, gerührt, wenn sie glaubt Jemand beleidigt zu haben, gutthätig, freundlich und höflich; freudig, wenn Jemanden etwas Gutes begegnet, gar nicht neidisch (wie unter jungen, auch alten Frauenzimmern sonst gewöhnlich ist). Dabei eine aufgeweckte, lebhafte Seele, geschwinde Begriffe, Gegenwart des Geistes, froh und immer vergnügt; und dieses nicht für sich allein, nein, alles, was um sie ist, macht sie vergnügt, durch Gespräche, durch lustige Einfälle, durch eine gewisse Laune oder Humor. Sie ist das Vergnügen ihrer Ältern und Geschwister; und wenn sie ein finsteres Gesicht darunter bemerkt, so eilt sie, es aufzuklären. Sie ist bei Jedermann beliebt, und es fehlt ihr nicht an Anbetern, worunter, welches sonderbar ist, sich dumme und kluge, ernsthafte und lustige befinden. Sie ist tugendhaft, fromm und fleißig, geschickt in allen Frauenzimmerarbeiten ꝛc."

Diese soliden Vorzüge des Charakters erweckten in Kestner den Wunsch, Charlotte zur Gemahlin zu nehmen; doch war sie immerhin noch etwas jung; er selbst hatte auch nicht genügendes Einkommen, um *eine* Familie zu gründen. Deßhalb verschob er seine förmliche Verlobung und beschloß, die ersehnte Braut gleich dem Patriarchen Jakob durch gewissenhafte, treue Arbeit zu verdienen.

Diese Arbeit war keine angenehme — eine verzweifelt lederne Bureau-Arbeit, mitten in Kreisen, in welchen Gelehrten- und Adelsstolz, niedrige Gewinnsucht, Härte gegen unglückliche Bedrückte, Kabale und kleinliche Regiersucht das Leben höchst ungemüthlich machten. Dazu wurde das Visitationsgeschäft von den leitenden Juristen möglichst in die Länge gezogen [2]. Der hannöver'sche Gesandte aber war einer der arbeitsamsten und schreibseligsten von Allen. „Man ist nichts mehr," meinte Kestner, „als eine Maschine, welche sich bewegt, wenn Andere wollen, und so auch wieder stille steht. Das Bewußtsein, auf solche Weise gearbeitet zu haben, hat gar wenig Befriedigendes. . . Da ist der Ort, die Standhaftigkeit zu üben, das Böse zum Guten zu benutzen."

Es war ein harter Schlag für die Familie im Deutschen Haus, als die Mutter, eine brave christliche Hausmutter, fromm und thätig, sittsam und liebevoll, ein Muster aller häuslichen Tugenden, den zahlreichen Kindern im Herbst 1770 durch den Tod entrissen wurde [3]. Gemildert ward er einigermaßen dadurch, daß die beiden älteren Töchter, besonders Lotte, sich treulich nach den Lehren und Beispielen der Mutter gebildet hatten.

---

[1] Kestner, l. c. S. 290.
[2] A. Menzel, XII^{a}. 106.
[3] Vgl. Kestner, l. c. S. 288. 303.

Sie vertrat für die jüngeren zehn Geschwister wahrhaft der Mutter Stelle und erbte darum auch in vollem Maße die Liebe, mit welcher alle an der Mutter gehangen hatten. Kestner, der den Tod der Dahingeschiedenen wie ein Sohn mitbetrauerte, ward in der verständigen Wahl seines Herzens noch mehr bestärkt, als Lotte's Charakter sich in den harten Tagen der Trauer immer edler und schöner entfaltete. Er sah sich nach einer Anstellung um, welche eine baldige Heirath ermöglichte, und arbeitete, da sich dieser Plan nicht so schnell verwirklichen ließ, ruhig in seiner bisherigen Stellung weiter, zur vollen Befriedigung seines Gesandten, der ihn nach Verdienst zu schätzen wußte.

So standen die Dinge im Deutschen Haus, als Göthe, keineswegs von den Narrheiten des Goué'schen Ritterordens befriedigt, zufällig in den stillen Kreis desselben hineingerieth.

Am 9. Juni (1772) fuhr Charlotte mit einigen Freundinnen auf einen ländlichen Ball in Wolpertshausen. Kestner hatte noch Geschäfte und kam erst später zu Pferde nach.

„Der Dr. Göthe," so berichtete später Kestner, „war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerst kennen. Er hat sehr viele Kenntnisse, und die Natur, im physikalischen und moralischen Verstand genommen, zu seinem Hauptstudium gemacht, und von beyden die wahre Schönheit studirt. Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm Genüge geleistet. Lottchen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist noch jung, sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungekünsteltem Putze. Er bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frey war; ich kam ein paar Stunden später; und es ist nie unsere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundschaft gegen einander zu äusern. Er war den ganzen Tag ausgelassen lustig (dieses ist er manchmal, dagegen zu anderer Zeit melancholisch), Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Göthe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der Häuslichen Seite, kennen." [1]

Jetzt war's aus mit Reichskammergerichtsvisitation und mit allen Processen, mit allem ernsteren Studium und fast auch mit der Literatur.

---

[1] Kestner, l. c. S. 40.

„Der Dr. Göthe" war nun alle Tage im Deutschen Hause. Die Kinder nannten ihn „Vetter" und „Onkel"; mit den Buben kollerte er am Boden herum und ließ sich von ihnen zerzausen, den Mädchen brachte er Bonbons und erzählte ihnen Märchen. Der Vater gewann ihn bald wie einen Sohn lieb; Lotte ließ sich in ihren häuslichen Geschäften nicht im mindesten stören, war freundlich und gut, ohne die versteckten Liebesäußerungen des Dichters zu erwiedern. Kestner, eine ehrliche, biedere Natur, achtete Göthe um seines augenscheinlichen Talentes und mancher guten Eigenschaften willen, behandelte ihn als Freund, ließ die Idee einer Nebenbuhlerschaft gar nicht in sich aufkommen, ging nach wie vor treu seinen Pflichten nach, und saß oft noch spät Abends am Pulte, während Göthe den Kindern Geschichten erzählte, nur um bei Lotte zu sein.

Göthe seinerseits war Kestner auch recht zugethan. Dabei verkannte er den soliden Fond wackerer Gesinnung nicht, der ihn in seinem prosaischen Bureau-Leben und Lotte in den häuslichen Sorgen einer nicht sehr begüterten, mit Kindern gesegneten Familie so glücklich machte. „Ihr wart mir," schrieb er später an Kestner, „eine Art Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen und euer musterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild." Aber so sehr er sich auch Mühe gab, an Kestner als Freund zu handeln, Phantasie und Herz walteten zu mächtig in ihm, um bei der bloßen Freundschaft für Kestner stehen zu bleiben. Charlotte, in welcher er manche Züge von Friederike wiederfand, nur anmuthig von der freundlichen Geschäftigkeit eines Hausmütterchens belebt, ward einstweilen des Dichters Frauenideal. Von ihr dichtete und träumte er, und wie er denn im tiefsten Grunde seines Wesens Realist war, ließ er es nicht bei bloß poetischen Träumereien bewenden. Er schloß sich immer zutraulicher an Lotte und Kestner an, mischte sich unter die Kinder, um so einigermaßen unter Lotte's Obsorge zu stehen, vertauschte das „Ihr" und „Sie" bald mit dem spielenden „Du", erbat sich von ihr kleine Andenken, suchte bei Spaziergängen um sie zu sein, lud auch wohl zu solchen ein und irrlichtelte in den mannigfachsten Formen lockend und klagend um das angebetete Wesen herum. Zum Glück waren Kestner und seine Braut vernünftige und praktische Leute, genossen das unterhaltende Licht des schönen Kometen, der in ihre ruhige Bahn gefahren war, ließen sich von demselben aber in ihrem Geleise nicht beirren. Vielleicht daß sie die sonderbare Freundschaft nur etwas allzu gemüthlich und nachsichtig beurtheilten. Für

Göthe wurde das anfängliche Spielen mit der Liebe bald zur peinlichen Qual. Er saß am Hamen und versuchte umsonst sich weg zu poetisiren.

„Ob er gleich," so erzählt Kestner, „in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte und auch aufgab, so konnte er, mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolze, so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bey ihm aufkeimen konnte, und er sie, in ihrer Art zu verfahren, noch selbst bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabey; es gab mancherley merkwürdige Scenen, wobey Lottchen bei mir gewann, und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bey mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbstständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich, und es entstanden bey mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande sein, Lottchen so glücklich zu machen, als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahndung von dergleichen Betrachtungen bemerken können." [1]

Wochen, Monate, ja ein ganzes Vierteljahr lang härmte und plagte sich Göthe inzwischen mit dieser völlig aussichtslosen Liebe, winselte und jammerte, wenn bei einem Ausflug Lotte nicht dabei war, oder wenn er nicht ein ganz so freundlich Gesicht bekam, als er erwartet hatte. „Heute war ich in Atspach," heißt es in einem seiner Seufzer-Coupons, „und morgen gehen wir zusammen, da hoffe ich freundlichere Gesichter zu kriegen. Inzwischen war ich da, hab Ihnen zu sagen, dass Lotte sich am Mondbeschienen Tahl innig ergötzt, und Ihnen eine gute Nacht sagen wird. Das wollt ich Ihnen selbst sagen, war an ihrem Haus, in ihrem Zimmer war kein Licht, da wollt ich nicht Lärm machen. Morgen früh trinken wir Caffee unterm Baum in Garbenheim, wo ich heute zu Nacht im Mondschein ass. Allein — doch nicht allein. Schlafen Sie wohl. Soll ein schöner Morgen sein" (8. Aug.)[2].

Endlich machte „Mephistopheles" Merck dem unerquicklichen Jammer ein Ende. Göthe war nach Gießen hinübergekommen, um persönlich mit Höpfner Bekanntschaft zu machen — ganz in jenem studentischen Galgenhumor, der damals mit seiner Liebesmelancholie in unberechenbaren Intervallen abwechselte. Da traf er Merck (28. Aug.); dieser mußte mit

---

[1] Kestner, l. c. S. 78. [2] Ebd. S. 42.

nach Wetzlar und Charlotte sehen. Sie gefiel ihm, „elle mérite réellement tout ce qu'il pourra dire de bien sur son compte“, schrieb er an seine Frau; aber er betrachtete sie als die Braut eines Andern, — Göthe's Liebe, wie sie es war, als aussichtslos, thöricht und unrecht. Er machte ihn auf vernünftigere Partien aufmerksam, suchte ihn von Wetzlar wegzubringen und hätte ihn eigentlich gern gleich selbst mitgenommen. Doch Göthe wollte nicht. Noch am 5. Sept. murrte er den ganzen Nachmittag und am 6. den ganzen Vormittag, „daß Lotte nicht nach Atspach gegangen ist“. Mercks Mahnungen wirkten indeß langsam in dem von vergeblichem Warten, Hoffen, Sehnen und Klagen abgehetzten Geiste. Er beschloß nun wirklich abzureisen. Am 10. Sept. aß er zum letzten Mal bei Kestner zu Mittag im Garten. Abends saßen sie noch einmal beisammen. Charlotte führte das Gespräch auf den Zustand der Seele nach dem Tode und die Drei versprachen sich, welches zuerst von ihnen stürbe, sollte den Andern, wenn möglich, Nachricht aus dem Jenseits bringen. Den andern Morgen reiste Göthe von Wetzlar ab, ohne Abschied zu nehmen. Er ließ ein Billet an Kestner zurück, vom vorigen Tag datirt:

„Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lotten inliegenden Zettel. Ich war sehr gefasst, aber Euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblick nichts sagen, als leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bey Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein und morgen geh ich. O mein armer Kopf!“ Der Brief hatte einen doppelten Einschluß mit zwei Abschiedsbrieflein an Charlotte [1].

Die fröhliche Reise der Lahn entlang, erst zu Fuß, dann im Nachen, mitten unter den anmuthigsten Landschaftsbildern, zerstreute rasch des Dichters schwarze Melancholien. In Ehrenbreitstein bei der Familie La Roche wurde er mit offenen Armen aufgenommen. Merck war da, auch der Allerwelts-Leuchsenring, der den Damen aus seinen Chatouillen die Correspondenzen berühmter Männer und Frauen zum Besten gab. Man plauderte über Literatur, machte Ausflüge; Göthe schwärmte gleich um die beiden Töchter herum, verliebte sich in eine derselben, die später den Frankfurter Brentano heirathete, fing mit Leuchsenring Händel an ꝛc., aber ehe es ungemüthlich wurde, trieb Merck zur Weiterreise, den Rhein hinauf. Göthe zeichnete, dichtete und schwärmte.

[1] Kestner, l. c. S. 44 ff.

Er war kaum in Frankfurt angekommen, als er am 22. September bei Schlosser seinen Freund Kestner traf, der von Wetzlar in Gesellschaft der Herren von Born, von Hardenberg (des spätern Ministers) und Freitag herübergekommen. „Es war mir eine unbeschreibliche Freude," berichtet Kestner in seinem Tagebuch, „er fiel mir um den Hals und erdrückte mich fast." Auf dem Römer trafen sie Frau Merck und Göthe's Schwester, Cornelie. „Wir gingen vor's Thor auf dem Wall spazieren," erzählt Kestner weiter, „unvermuthet begegnete uns ein Frauenzimmer; wie sie den Göthe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu und in seine Arme; sie küßten sich herzlich; es war die Schwester der Antoinette (Charlotte Gerock, eine Freundin Corneliens). Die Zeit ging unterm Spazierengehen und Sprechen bald der Merckin, bald dem Merck, bald dem Göthe unvermerkt hin. Wir gingen in Göthe's Haus; die Mutter war nur zu Haus und empfing uns, auch mich, auf das bey ihr alles geltende Wort des Sohnes 2c." Am folgenden Tag besahen sie das Göthe'sche Haus, die Stadtbibliothek und den Römer, gingen auf die Messe, besuchten Antoinette Gerock und Abends die Komödie[1].

Seit diesem Besuche lebte — trotz der andern galanten Bekanntschaften — die Leidenschaft für Charlotte wieder mit neuer Gewalt auf. Den ganzen September und October flog ein Briefchen um's andere nach Wetzlar — an Kestner adressirt und für dessen Braut bestimmt. Er heftete ihre Silhouette an die Wand seines Zimmers und hielt davor seine Monologe; er schickte Grüße und Gaben, besorgte Bestellungen und erzählte seine Träume. Kestner's Braut ist noch immer die „liebe Lotte" und die „goldene Lotte" und die Lotte mit dem „rosafarbenen Band", sein Traum bei Tag und Nacht. Alles erinnert ihn an die vergangenen Scenen; jetzt hätte er ihr, wenn er noch in Wetzlar wäre, etwas mitzutheilen, wovon Kestner nichts wissen dürfe; jetzt fleht er um abermalige Abschiedsthränen; jetzt meint er, es wäre eigentlich besser, nicht mehr zu schreiben, aber die Silhouette läßt ihm keine Ruhe.

Gerade um diese Zeit (am 29. Oct.) erschoß sich in Wetzlar ein College Goué's, der braunschweigische Gesandtschaftssecretär Jerusalem, ein Sohn des protestantischen Abts von Riddagshausen. Unzufriedenheit mit seiner Stellung überhaupt, Streitigkeiten mit seinem Gesandten, Verweise von seinem Hofe, unfreundlicher Ausschluß aus der höhern Gesellschaft, in die er Zutritt gesucht, hatten diesen talentvollen jungen Mann so miß-

[1] Kestner, l. c. S. 50.

stimmt, daß er von Wetzlar wegzukommen suchte. Er hoffte, die Visitationsgeschäfte möchten sich bald zerschlagen; doch umsonst. In seiner Mißstimmung verliebte er sich in die Frau des pfälzischen Legationssecretärs H., die jedoch seine Complimente und Galanterien abwies. Da fing er an, sich aller Gesellschaft zu entziehen, verschloß sich vor Jedermann, auch vor seinen bisherigen Vertrauten, machte lange Mondscheinspaziergänge, las wüthend Romane und Trauerspiele (die fürchterlichsten waren ihm die liebsten und von den Romanen glaubte er bald alle gelesen zu haben), bohrte dazu in modernen philosophischen Schriften, las Leibniz, mit Vorliebe jedoch Mendelssohns Phädon, bestritt indessen dessen Ansichten über den Selbstmord, klagte über die engen Grenzen des menschlichen Verstandes und beschwerte sich heftig über die Lieblosigkeit der Menschen. Als sich das falsche Gerücht verbreitete, Goué habe sich entleibt, widersprach er, erklärte Goué dessen unfähig, vertheidigte aber mit Eifer den Selbstmord. Kestner beneidete er um sein friedliches Glück: „Wie glücklich ist Kestner! wie ruhig er dahin geht!" Die unselige Leidenschaft für Frau H. verwirrte immer mehr sein krankes Gehirn. Am 28. October (Mittwoch) nach einer Gasterei nahm ihn der Secretär mit nach Hause zum Kaffee. Dabei erklärte er dessen Gattin: „Liebe Frau Secretärin, dieß ist der letzte Kaffee, den ich mit Ihnen trinke." Sie nahm das für Spaß und antwortete scherzend. Des Nachmittags kam er wieder, that, da er sie allein fand, vor ihr einen Fußfall und machte eine wahnsinnige Liebeserklärung. Die Frau wies ihn ab, erzählte ihrem Mann die Sache und bat ihn, dem Verrückten das Haus zu verbieten. Jerusalem schickte, nach einer qualvollen Nacht, des folgenden Morgens ein Billet an den Secretär H., das nicht angenommen wurde, gegen Mittag ein zweites, das ebenfalls keine Aufnahme fand. Nachmittags ersuchte er Kestner in einem Billet um dessen Pistolen, angeblich zu „einer vorhabenden Reise". Nachdem er sie erhalten, schrieb er einige Abschiedsbriefe und schoß sich dann um 1 Uhr Nachts eine Kugel in den Kopf. Der Schuß tödtete ihn nicht sofort; man traf ihn des Morgens noch athmend, doch bewußtlos und tödtlich verwundet. Auf seinem Pult lag „Emilie Galotti" aufgeschlagen und ein von ihm selbst verfaßter Aufsatz „Von der Freiheit". Gegen 12 Uhr verschied er. Abends $^3/_4$ 11 Uhr wurde er in der Stille begraben, „kein Geistlicher hat ihn begleitet" [1].

---

[1] Der ausführliche Bericht Kestners, den Göthe später dem Werther zu Grunde legte, bei Kestner, S. 86 ff.

Der Selbstmord machte in Wetzlar ungeheures Aufsehen. Die Frauenzimmer zerflossen in Rührung über den Unglücklichen, Kestner beurtheilte die Sache sehr ruhig und vernünftig, Göthe ward auf's Höchste erregt. Er schrieb Jerusalems Unglück nicht seiner aufgeklärten Philosophie, Romanleserei und Phantasterei zu, sondern seiner früheren protestantisch-religiösen Erziehung: „Der unglückliche. Aber die Teufel, welches sind die schändlichen Menschen, die nichts geniessen denn Spreu der Eitelkeit und Götzenlust in ihrem Herzen haben und Götzendienst predigen und hemmen gute Natur und übertreiben und verderben die Kräffte, sind schuld an diesem Unglück, an unserm Unglück. Hohle sie der Teufel, ihr Bruder. Wenn der verfluchte Pfaff .... nicht schuld, so verzeih mir's Gott, daſſ ich ihm wünsche, er möge den Hals brechen wie Eli."

Am 6. November erschien er selbst mit Schlosser auf dem Schauplatz des tragischen Vorfalls, saß bis zum 10. mit Kestner und dessen Braut herum, und hatte zum Schluß „wieder recht hängerliche und hängenswerthe Gedanken auf dem Kanapee". Schlosser verhinderte einen förmlichen Abschied mit sentimentaler Rührungsscene. Noch im Verlauf des Novembers erhielt Göthe von Kestner einen ausführlichen Bericht über Jerusalems Selbstmord, den er abschreiben ließ.

Weit entfernt indeß, davon bewegt zu werden, tändelte er fort mit dem elenden Phantom seiner Lotte-Liebe, — bald heiter, bald melancholisch, bald gemüthlich scherzhaft, bald wild sentimental, je nach Laune und Wetter, träumte von Lotte, plauderte von Lotte, erzählte aller Welt von Lotte, schickte ihr seine Silhouette mit Gedicht, sendete Geschenke für sie und die Kinder u. s. w. u. s. w. Dabei ermangelte er aber nicht, fleißig bei andern Frauenzimmern herumzuflattern und neue Verhältnisse anzuspinnen, der einen von der andern zu erzählen, und durch die Erzählung seiner Herzensgeheimnisse neue Herzen zu fangen — ein Spiel, das er hernach so ziemlich zeitlebens forttrieb. Schon im Januar 1773 ließ er Lotte sagen, daß er ein Mädchen gefunden, das er von Herzen lieb habe und das der Schwester Lotte's, Lenchen, gleiche. Am 28. Jan. erzählt er Kestner, an Lotte's Adresse, wie er seine Freundinnen auf den Ball geputzt, dann mit den Fräulein Gerock (Antoinette und Nannen) einen Nachtspaziergang gemacht und dabei dann aus Homer übersetzt habe. Immer kam er aber wieder auf Lotte zurück, welche noch lange die Königin seiner unsinnigen Träumereien blieb, auch nachdem sie am 4. April 1773 durch feierliche Trauung Kestners Gattin geworden war. Ja noch spät im folgenden Jahre, als sie schon Mutter war, verfolgte er sie mit zärt-

lichen Briefen, und als seine Wetzlarer Strumpfwäscherin, Katharine Lisbeth, nach Frankfurt kam, und ihm von Lotte's Kindheit erzählte, gerieth er in Entzückung und schrieb an sie einen ganzen Dithyrambus: „und am Endlichen Ende war doch Lotte und Lotte und Lotte und Lotte und Lotte und ohne Lotte nichts und Mangel und Trauer und der Todt. Adieu Lotte. Kein Wort heute mehr“ (26. Aug. 1774)[1]. Und doch hatte er in Frankfurt selbst einen zahlreichen Kreis junger Schöngeister, in welchem Mariage gespielt wurde, im benachbarten Darmstadt einen Cirkel, von dem Merck erzählt: on danse à tout moment, er hatte in der scherzhaften Hochzeitslotterie eine Braut gezogen, die er wirklich an den Altar zu führen gedachte — und setzte das mehr als gemeine und nach dem natürlichen Sittengesetz schon unerlaubte, ihm aber nun einmal piquante Abenteuer, der Frau eines Andern den Hof zu machen, mit Genuß fort. Maximiliane La Roche hatte den reichen Kaufmann Peter Brentano geheirathet, einen etwas prosaischen Herrn, der schon aus erster Ehe fünf Kinder mitbrachte. Göthe schmuggelte sich rasch als Hausfreund ein, kollerte wie in Wetzlar mit den Kindern auf dem Boden herum und begleitete das Clavierspiel der Dame, in die er sich früher vergafft hatte, mit dem Baß.

Glücklich, wahrhaft innerlich glücklich fühlte er sich nicht, während er so mit phantastischer Thorheit und mit der Sünde spielte. Wilder Rausch wechselte mit trübem Katzenjammer, drückendes Gefühl von Leere mit neuen Versuchen, „Poesie“ zu leben. „Meine arme Existenz starrt zum öden Fels,“ klagt er Kestner (am 23. April 1773). „Diesen Sommer geht alles. Merck mit dem Hofe nach Berlin, sein Weib in die Schweiz, meine Schwester, die Flachsland, ihr, alles. Und ich binn allein. Wenn ich kein Weib nehme, oder mich erhänge, so sagt, ich habe das Leben recht lieb, oder was, daß mir mehr Ehre macht, wenn ihr wollt.“[2]

„Und so träume ich denn,“ heißt es in einem anderen Brief an Kestner (18. Juni 1773), „und gängle durchs Leben, führe garstige Processe, schreibe Dramata und Romanen und dergleichen. Zeichne und poussire und treibe es so geschwind es gehen will. Und ihr seyd gesegnet, wie der Mann, der den Herrn fürchtet. Von mir sagen die Leute, der Fluch Kains läge auf mir. Keinen Bruder hab' ich erschlagen! Und ich denke, die Leute sind Narren.“[3]

---

[1] Kestner, l. c. S. 212.

[2] Kestner, l. c. 162. Vgl. S. 142. 149.

[3] Kestner, l. c. S. 169.

„Ich, lieber Mann," schreibt er demselben Freunde am 15. September 1773, „lasse meinen Vater iezt ganz gewähren, der mich täglich mehr in Stadt Civil Verhältnisse einzuspinnen sucht, und ich lass es geschehen. So lang meine Kraft noch in mir ist! Ein Riss! und all' die siebenfachen Bastseile sind entzwei. Ich bin auch viel gelassener und sehe, dass man überall den Menschen, überall grosses und kleines, schönes und Hässliches finden kann. Auch arbeit ich sonst brav fort und denke den Winter allerley zu fördern." [1]

Der Prozesse waren eigentlich nicht viele, die Arbeit besorgte fast ganz der Vater; es blieb daher Zeit genug zu Ausflügen, Unterhaltungen aller Art, Dilettanterien, literarischen Arbeiten. Vor Allem legte sich Göthe wieder auf's Zeichnen, unterrichtete Merck im Zeichnen und Kupferstechen und dachte allen Ernstes daran, Maler zu werden. Obgleich ihn das Leben im Vaterhause etwas einengte, wollte er deßhalb die „siebenfachen Bastseile" nicht zerreißen und verwarf Kestners Antrag, fremde Dienste zu nehmen.

„Die Stelle in Deinem Brief, die einen Wink enthält von möglicher Näherung zu euch, ist mir durch die Seele gangen. Ach, es ist das schon so lange mein Traum als ihr weg seyd. Aber es wird wohl auch Traum bleiben. Mein Vater hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste gienge, auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amts — und so scheint es könnt ich wohl einen Versuch wagen, wieder einmal zu sehen wie's draussen aussieht.

„Aber Kestner, die Talente und Kräffte die ich habe, brauch ich für mich selbst gar zu sehr, ich bin von ieher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein. Und dann, bis ich politische Subordination lernte — Es ist ein verfluchtes Volk, die Frankfurter, pflegt der Präs. v. Moser zu sagen, man kann ihre eigensinnigen Köpfe nirgends hin brauchen. Und wenn auch das nicht wäre, unter all meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins. Das bissgen Theorie und Menschenverstand richtens nicht aus — hier geht meine Praxis mit meinen Kenntnissen Hand in Hand, ich lerne ieden Tag und haudere mich weiter. — Aber in einem Justizcollegio — Ich habe mich von ieher gehütet ein Spiel zu spielen, da ich der unerfahrenste am Tisch war. — Also —" [2]

Er beschloß also, Poet und Literat zu bleiben und das Leben fortzuführen, das er selbst im Frühjahr (1773) ein „Gewirre" genannt hatte, „ein recht toll und wunderbar Leben", das sich nie detailliren läßt, „vielleicht heute weniger als jemals". In

[1] Kestner, l. c. S. 180.
[2] Kestner, l. c. S. 193.

aussichtslosen Liebeshändeln hetzte er seine Phantasie zu wilder Träumerei auf, in geschäftiger Kunsttändelei beruhigte er sie wieder. Langweilige Geschäfte reizten ihn zu tiefem Groll gegen alle Prosa des wirklichen Lebens, in burschikosem Spott nahm er Rache daran und bettelte dann ungesättigt wieder um den schmeichlerischen Blick einer Schönen. Unter allen Schönen wollte er die Schönste haben und blieb dabei ohne Frau; begnügte sich dann mit Frauenstudien und hätte wohl Lust gehabt, eine der nächsten zu freien, hätten ihn nicht die Fesseln der Ehe abgeschreckt. Unter allen Genies wollte er aber das freieste sein und hetzte sich durch Genuß und Vergnügen, regelloses Studium und Pfuschen in allen Künsten abermal zu neuem Phantasierausch auf, um bald im Momente der höchsten Erregung blitzartige Fragmente auf's Papier zu schleudern, bald in der eintretenden Erschlaffung die Geschöpfe seiner Phantasie berechnend und ruhiger zurecht zu stutzen. Lenz und Andere, die es ihm nachthun wollten, wurden eine Beute des Wahnsinns. Hätte er nicht eine ordentliche Dosis weiblicher Schmiegsamkeit und dabei die Mittel gehabt, sich von seinen Phantasieleiden in aller Behaglichkeit des angenehmsten Lebens zu erholen: sein tolles Phantasieleben hätte vielleicht auch ihm das Gehirn verwirrt. Mit Selbstmordsgedanken plagte er sich mehr als einmal [1].

[1] Ges. Werke. XVIII. 123. Vgl. Kestner, l. c. S. 162.

7. Literarische Früchte des Genielebens. Possen und Farcen. Clavigo.

1772—1774.

„Die Meisten liebten alle Menschen und Thiere, und nahmen nur die Recensenten aus; Genies mit Thränen in den Augen theilten auf der Straße Prügel aus und Scheltworte auf dem Papier."
Jean Paul.

„Haß und Liebe hatte bei Göthe und seinem Kreise damals keine Grenze; Rücksicht und Schonung kannte man nicht, wenn der Kitzel des Muthwillens stach."
Gervinus.

Bunt und wirr, wie Göthe's Leben in den Jahren 1772 bis 1774, sind auch die Erzeugnisse dieses Zeitabschnitts. Hundert Ideen und Projecte durchkreuzten sich; langsam nur und von den Umständen geschoben, kam eines oder das andere zur Durchführung.

Das erste, was er nach der Rückkehr von Wetzlar im Herbst 1772 seinen Recensionen folgen ließ, war ein kleiner Aufsatz „von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach" [1] (mit der Jahreszahl 1771), ein Lehrgedicht in Prosa oder ein ästhetisches Fragment im Dithyrambenstil, wie die meisten seiner Recensionen eine Zünd-Bombe auf die Dächer der Kunstphilosophen. Diese hatten in nachbetender Überlieferung seit den Zeiten der Reformation den ehrwürdigen Baustil, in welchem das Mittelalter seine Gotteshäuser gebaut, aus dem Reiche des guten Geschmackes ausgewiesen und als „Gothisch" verpehmt. Göthe war in dieser Kunstanschauung, die jede noch so barocke Renaissance als klassisch verehrte, aufgewachsen; doch wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, als er das Straßburger Münster sah: die ungeheure, vermannigfaltigte Mauer, die Erwin von Steinbach himmelangeführt: „daß sie aufsteige gleich einem hocherhabenen weitverbreiteten Baume Gottes, der mit tausend Ästen, Millionen Zweigen und Blättern wie der Sand am Meer ringsum verkündet die Herrlichkeit des Herrn... Ein ganzer, großer Eindruck füllte

[1] Ges. Werke. XXV. S. 1 ff.

meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelheiten **bestand**, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und **erklären** konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei. **Wie** oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, *den* Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen! **Wie** oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, *in* jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit!" Er fühlte, daß das schön war, daß es groß war, daß es deutsch war.

Aber wie bei Shakspeare und bei Götz, blieb er auch hier bei dem äußern Nachleuchten des Mittelalters stehen, ohne auch nur eine Idee oder Ahnung von dem Kerne seines idealen und darum so poetischen Lebens zu schöpfen. Keine Ahnung von dem tiefen Glauben und Wissen, dessen Harmonie jene architektonische Symbolik geschaffen; keine Ahnung von jener anspruchslosen Demuth und Bescheidenheit, mit der der mittelalterliche Künstler als Diener des höchsten Herrn sich selbst ganz zurücktreten ließ; keine Ahnung von dem liebevollen, starken Gemeingeist, der die Kunstfertigkeit zur Blüthe erhob und rastlos weiter bildete; keine Ahnung von der Gottes- und Nächstenliebe, welche das Geld zum Bau als Pfand ewigen Lohnes aufopferungsvoll herbeitrug; keine Ahnung von der sichtbaren Kirche, deren steinerne Allegorie der gothische Dom war.

Aber was hat denn die gothischen Dome geschaffen und so schön gemacht?

Der Genius — der Genius — nichts als der Genius!

Wie bei Götz machte Göthe auch beim Straßburger Münster rechts um kehrt! — und dann mit etwas deutschen Phrasen und deutschen Kunstgefühlen zurück in den erbärmlichen Individualismus des 18. Jahrhunderts. Daß es keine Künstler mehr gibt wie Erwin, daran sind nur die Schulpedanten und Kunstphilosophen schuld. Denn „schädlicher als Beispiele sind dem Genius Principien"! Sie hemmen die natürliche und charakteristische Entwicklung der Kunst und doch ist „diese charakteristische Kunst die einzig wahre".

Nicht der großartige katholische Geist des Mittelalters hat das Straßburger Münster hervorgezaubert, sondern nur der „Genius" Erwins. „Hier steht sein Werk: tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher deutscher Seele, auf dem eingeschränkten Pfaffenschauplatz des medii aevi." Der Herr, dessen Herrlichkeit der Dom verkündet, ist nicht Gott, sondern der Meister: vor ihm steht Göthe tief gebeugt und betet

an „den Gesalbten Gottes“. Und dennoch will er weder von ihm noch andern Meistern lernen:

„Ihr schadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigenen Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und behend wie der Löwe des Gebirges auseilt auf Raub. Drum erzieht sie meist die Natur, weil ihr Pädagogen ihm nimmer den mannichfaltigen Schauplatz erkünsteln könnt, stets im gegenwärtigen Maß seiner Kräfte zu handeln und zu genießen.“ [1]

So fällt dem jungen Löwen mitten in seiner urgermanischen Begeisterung [2] Rousseau aus der Tasche und vor einem der schönsten Denkmäler deutschen Gemeingeistes erklärt er jene Unabhängigkeit des Individuums, welche jedes nationale und kirchliche Leben und darum auch jede großartige Kunstthätigkeit in der Wurzel zerstört. Genuß und Willkür des Einzelnen soll durch feines epikuräisches Maßhalten zu jenem Ideal des Schönen zurückführen, das der deutsche Volksgeist, vom Glaubensleben der katholischen Kirche beherrscht, von der Liebe des Kreuzes begeistert, von Gehorsam, Demuth und Liebe beseelt, in unerschöpflicher Fülle verkörpert hatte.

In demselben brausenden Stil, von derselben hochmüthigen Kraftgenialität durchweht ist ein anderer kleiner Aufsatz aus dieser Zeit: „Nach Falconet und über Falconet“. Göthe versucht darin die Grundsätze, die er über dramatische Poesie und Architektur entwickelt, auch in's Gebiet der Malerei hinüber zu tragen. Auch hier soll der Genius alle Schranken der Schule brechen und zurückkehren zur Natur, die sich nicht dem Verstande, sondern dem Gefühle offenbart. „Wem hat nicht in Gegenwart seines Mädchens die ganze Welt golden geschienen? Wer fühlte nicht an ihrem Arme Himmel und Erde in wonnevollster Harmonie zusammenfließen?... Das Gefühl ist die Harmonie und vice versa.“ Rembrandt, Raphael, Rubens kommen ihm darum „in ihren geistlichen Geschichten wie wahre Heilige vor, die sich Gott überall auf Schritt und

[1] Ebds. S. 8.

[2] Blaze de Bury (Rev. des Deux Mondes. 1857. 2de Période. 23e Année. Vol. IX. p. 152) bemerkt geistreich, wie bald Göthe davon zurückgekommen zu einer sainte recrudescence de fureur esthétique. La recherche de lois générales, d'imprescriptibles règles à s'imposer dans l'art, formait son unique spéculation. Oubliant ce qu'il avait écrit lui-même sur l'inutilité des principes et des maximes, il se consumait à creuser de laborieuses théories et s'épuisait à les discuter avec son entourage.

Tritt, im Kämmerlein und auf dem Felde gegenwärtig fühlen, **und nicht** der umständlichen Pracht von Tempeln und Opfern bedürfen, **um ihn** an ihre Herzen herbeizuzerren." [1] Darum vergibt er es nicht **nur** Rembrandt, nein, er verehrt ihn dafür, daß er die Madonna mit dem **Kinde** als niederländische Bäuerin darstellt. „Hat Raphael was anderes, was mehr gemalt, als eine liebende Mutter mit ihrem Ersten, Einzigen? und war aus dem Sujet etwas anderes zu malen? Und ist **Mutterliebe** in ihren Abschattungen nicht eine ergiebige Quelle für Dichter und Maler aller Zeiten? Aber es sind die biblischen Stücke alle durch **kalte** Veredlung und die gesteifte Kirchenschicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem theilnehmenden Herzen entrissen **worden**, um gaffende Augen des Dumpfsinns zu blenden." Indem der kecke Bilderstürmer anscheinend bloß das Gekünstelte, Unwahre, die Auswüchse christlicher Kunst bekämpft, stürzt er ihre tiefsten Grundlagen um: ihren dogmatischen Gehalt, ihren liturgischen Werth, ihre religiöse Weihe. Die an sich heilsame ästhetische Revolution schließt zugleich die religiöse ein *und* Göthe langt dann auch glücklich dabei an, Rubens' fleischige Weiber dafür zu preisen, daß sie so fleischig sind [2].

Im folgenden Jahre (1773) veröffentlichte Göthe ein paar *anonyme* Blätter, die man einigermaßen als sein religiöses Glaubensbekenntniß betrachten kann: „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** [3]. Aus dem Französischen." Die Quintessenz dieses Bekenntnisses ist ein abgestandener Protestantismus, der alle Rechtgläubigkeit bei Seite geschoben, aber von dem kahlen Rationalismus auch nichts wissen will, nun ein zahmes Mittelding sucht, die Bekenntnißlehre mit „ewiger Liebe" abschleift, die trockene Naturreligion, die dabei übrig bleibt, mit biblischer Sentimentalität und pietistischer Herzlichkeit überzuckert.

Der Pastor glaubt, so sagt er wenigstens, an Gott, an Christus, an Rechtfertigung durch den Glauben, an einen Himmel im Jenseits. Aber er will als unendlich liebender Mensch durchaus alle Leute in dem Himmel haben, hat darum im Stillen die Hölle abgeschafft und tröstet sich insgeheim (offen darf man's noch nicht sagen) mit einer schließlichen Begnadigung aller Verdammten. Für den Grund seiner Seligkeit *hält* er den Glauben an die göttliche Liebe, die vor so viel hundert Jahren

---

[1] Ebds. S. 11. [2] Ebds. S. 13.

[3] Ges. Werke. XIV. 181 ff. Dieses Stück Religions- und Toleranzphilosophie ist recht passend zwischen den „Werther" und die „Wahlverwandtschaften" placirt — es ist die Dogmatik zu der Sittenlehre dieser beiden Romane.

unter dem Namen Jesus Christus eine kleine Zeit als Mensch herumzog. Aber Genaueres über die Menschwerdung will er nicht wissen: „Da Gott Mensch geworden ist, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.“[1] Er ist also nicht Gott geblieben. Dennoch taugen die Vernunftphilosophen, welche ihn lärmend absetzen, nichts, weil sie intolerant sind und zahllose Händel erregen. Es braucht und soll nichts bewiesen werden — auch die Göttlichkeit der Bibel nicht; diese wird jeder, der guten Willens ist, durch die Süßigkeit des Evangelii inne; wer sie nicht fühlt, den muß man laufen lassen: genug, wenn ich einst im Jenseits den Türken und Juden an's Herz drücken kann. Wir sind alle Menschen und das größte Elend ist, daß die Christen unter sich uneins sind.

Weder Bellarmin noch Seckendorf, weder Luther noch Calvin haben das richtige Christenthum — die Bekenntnisse sind bloß äußerliche, zeitweilig ersprießliche Formeln. Luther hat wohl gethan, uns von der Hierarchie zu befreien; die Messe ist etwas zu viel, die Sacramente sind bloße Zeichen; aber er hat damit nicht das Reich erworben, davon er einen Andern herunterwarf. „Die Hierarchie ist ganz und gar wider den Begriff einer ächten Kirche“[2], es war nie eine sichtbare Kirche auf Erden. Das ganze Übel der Entzweiung kommt von den Theologen her, den wunderlichen Leuten, die schon von den apostolischen Zeiten her prätendirten, was nicht möglich ist, die christliche Religion in ein Glaubensbekenntniß zu bringen. Daher schon Streit zwischen Petrus und Paulus. Taufe, Händeauflegung und Abendmahl waren anfangs ganz schöne, sinnige Zeichen zu freiwilliger Erbauung, aber leider hat man sie hernach zum Gesetz gemacht und das führte nothwendig Trennung herbei.

Darum fort mit Schriftcommentaren und dogmatischer Engherzigkeit! Fort mit allem theologischen Streit und aller Ausschließlichkeit! Allgemeine Brüderlichkeit, Frieden und Liebe! „Wer Jesum einen Herrn heißt, der sei uns willkommen; können die Andern auf eigene Hand leben und sterben, wohl bekomm es ihnen!“[3]

Wie Lessing in ähnlichen religionsphilosophischen Fragmenten seiner Jugend, behält Göthe Namen und Schein des Christenthums bei, beseitigt aber in ebenso frivoler Weise dessen Grundlage, die Gottheit Christi, dessen Kern, d. h. die positiven Lehren und die gesellschaftliche Organi-

[1] Ebds S. 186. [2] Ebds. S. 189. [3] Ebds. S. 192.

sation: die Kirche. Was ihn von Lessing vorzüglich unterscheidet, ist, daß er nicht verstandesmäßig, sondern rein nur nach Empfindung vorangeht und sich wieder an Empfindung wendet. Jener löst die positive Offenbarung in willkürlichen Verstandesbegriffen, dieser in dem vagen Wahnbild einer „ewigen Liebe“ auf, die weder Wahrheit noch Gerechtigkeit und Heiligkeit in sich schließt. Dem entsprechend sind Form und Fassung milder, weicher, pietistisch angeweht. Nicht nur den protestantischen Religionsschattirungen und dem offenen Unglauben wird zarte Rücksicht gezollt, sondern auch dem Bibelglauben, den Sacramenten, ja sogar den Katholiken. Er fürchtet, die „Aufgeklärten“ unter diesen möchten zu weit gehen. „Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römischen Kirche; ob's aber Gottes Werk ist, wird die Zeit ausweisen. Vielleicht protestirt sie bald mehr als gut ist.“ [1]

Er fürchtete, daß die Religion durch irgend welche entschiedene Proteste etwas mehr werden möge als ein unbestimmbares, süßelndes Gefühl, wie er es schon in seiner Kindheit unter pietistischen Frauen eingesogen und nachher in Liebesabenteuern mit seiner Sinnlichkeit amalgamirt hatte. Damit ließ sich in der vergnüglichen, wenn auch buntschattirten Gesellschaft auskommen, in der er lebte. Darin stimmten Alle überein, daß man einander liebhaben und amüsiren müsse, — auch die Katholiken La Roche, Brentano, der leichtlebige Jesuitenschüler Crespel und der tolerante Propst Dumeix, von dem Göthe sich über Katholisches belehren ließ. Auf dem Grunde des tobenden Geniesprudels aber saß ein recht weichherziges Seelchen, das nicht den Muth hatte, der Wahrheit als Gegner oder Zweifler oder aufrichtiger Forscher in's Auge zu schauen. Dazu fehlte ihm auch vollständig die männliche Charakterbildung und jede gründliche philologische, philosophische und theologische Schule. Da er nichtsdestoweniger in „Zwo wichtigen biblischen Fragen“ sich auch den Exegeten als Genie zeigen wollte, schrieb er um dieselbe Zeit mit griechischen Anmerkungen ein paar Seitchen über den Inhalt der Bundestafeln und über die Sprachengabe zusammen, worin er die orthodoxe Schrifterklärung über die Bundestafeln umstieß und die Sprachengabe mit poetischer Gefühlsphantasterei zusammenwarf.

„Trachtet ihr,“ das ist die Moral, „daß ihr Lebenskenntniß erlanget, euch und eure Brüder aufzubauen. Das ist euer Weinberg, und jeder Abend reicht dem Tage seinen Lohn. Wirft aber der ewige Geist einen Blick seiner Weisheit, einen Funken seiner Liebe einem Erwählten zu, der trete auf und lalle sein Gefühl!“ [2]

---

[1] Ebds. S. 188. [2] Ges. Werke XIV. S. 205. 206.

Dieser Erwählte war natürlich vor Allem der Dichter. Platz für ihn! Er brachte zunächst im Sommer den unter Merck's Mitwirkung umgearbeiteten „Götz von Berlichingen" zu Markte, der nun für zwölf gute Groschen zu haben war; dann im Herbst eine aus „belebten Epigrammen" zusammengewürfelte Posse „Das Jahrmarktsfest in Plundersweilen". Das war Alles dieses Jahr.

Sei es, daß Wieland den „Götz" nicht genug gelobt hatte — er hatte ihn im deutschen Merkur ein „bezauberndes Ungeheuer" genannt — oder daß das Genie von sonst nicht eben kargem Lobe überschäumte; genug, Anfangs des folgenden Jahres (1774) zog Göthe in einer derben studentischen Posse gegen den beliebten Modeschriftsteller zu Felde und gab ihn dem Gelächter preis. Anlaß lag vor. Wieland hatte sich nicht begnügt, unter athenienſischen Titeln seine leichte genußsüchtige Modewaare zu verkaufen, er hatte sich auch der Götter und Halbgötter des seligen Olymps bemächtigt und sie in „Alceste" eine zahme tugendhafte Rococo-Tragödie spielen lassen. Alceste starb dabei an Ohnmacht und sentimentalen Krämpfen und Hercules holte sie unter vielen französischen Complimenten wieder aus dem Orkus heraus. Da ließ Göthe nun in „Götter, Helden und Wieland" den Hercules mit Löwenfell und Keule aufmarschiren und Wieland sagen: „Hättest du nicht so lange unter der Knechtschaft deiner Sittenlehre geseufzt, es hätte noch was aus dir werden können. Denn jetzt hängen dir immer noch die schalen Ideale an. Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet u. s. w." [1] Es war aber durchaus nicht der wirkliche antike Hercules, den Göthe gegen Wieland heraufbeschwor, sondern einfach ein besoffener Kneipstudent, der im urdeutschen Bierdampf und cynischem Costüm ungewaschene Zoten gegen den zimpferlichen Salondichter daherhagelte. Was diesem „Genie" am meisten mißfiel, war, daß Wieland noch immer ängstlich zwischen Tugend und Laster schwanke: „Laster! Das ist wieder ein schönes Wort. Dadurch wird eben alles so halb bei euch, daß ihr euch Tugend und Laster als zwei Extreme vorstellt, zwischen denen ihr schwankt, anstatt euern Mittelzustand als den positiven anzusehen und den besten, wie's eure Bauern und Knechte und Mägde noch thun!" Wieland steckte den Scherz lachend ein und beraubte ihn so seines Stachels. Göthe aber hatte den herculischen Genierausch kaum in noch ein paar andern kleinen Studentenpossen ausgetobt („Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes", gegen

[1] Ges. Werke. VII. 193.

den Rationalisten Bahrdt, wahrscheinlich auch „Satyros“ [1]), als er sich ebenso schwächlich und sentimental zeigte, als der durchgepeitschte Wieland.

Ob er wirklich genau so, wie er in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt, in seinem schöngeistigen Kränzchen dem ihm durch die Ehelotterie zugetheilten „Weibgen“ (Anna Sibylla Münch?) das Versprechen gethan, binnen acht Tagen das eben vorgelesene IV. Mémoire des Beaumarchais zu einem Drama zu verarbeiten, ist ungewiß [2]; gewiß dagegen, daß er sehr galant in diesem Kränzchen herumtändelte, und es nicht unter seiner eben affectirten deutschen Natur- und Bärenwürde hielt, ein Stück der neuesten französischen Modewaare theilweise zu übersetzen, theilweise mit sentimentalen Friederike-Erinnerungen und Tuch-Resten von Weislingen zu einem Salon- und Modedrama aufzustutzen. „Clavigo“ heißt das Stück.

Der spanische Schreiber und Publicist Clavijo, ein armer Emporkömmling, hatte sich mit einer Französin Beaumarchais versprochen, aber mit der Hochzeit gewartet, bis er zu einer bessern Stelle gekommen; er erhält sie und läßt dennoch die Braut sitzen. Ihr Bruder, der französische Revolutionsscribler, kommt nun nach Madrid und verlangt von Clavijo eine Erklärung, daß er unehrlich gehandelt. Clavijo erbietet sich darauf zur Heirath. Aber während die Hochzeit vorbereitet wird, hört Beaumarchais, daß Clavijo ihm wegen des erlittenen Zwanges ein Aus-

---

[1] Auf wen diese Posse gemünzt war, darüber herrscht bis heute großes Dunkel. Einige deuteten „Satyros“ auf Basedow, Andere auf Klinger, Andere auf Heinse, Andere auf einen gewissen Kaufmann, wieder Andere auf Rousseau's deutsche Nachahmer im Allgemeinen. Der neueste Erklärer derselben, Wilh. Scherer (Aus Göthe's Frühzeit. Straßburg 1879. S. 43 ff.), glaubt, daß Göthe in „Satyros“, bloß für den allerengsten Kreis, d. h. bloß für sich und Merck, den ihm etwas mißliebig gewordenen Herder persiffliren wollte und führt zu dem Stück eine Menge erklärender Parallelstellen aus Herders Werken, Briefen und andern Correspondenzen an, welche dieser Deutung einen nicht geringen Grad von Wahrscheinlichkeit verleihen. Wie Göthe einmal in der Aufregung Herder einen „intoleranten Pfaffen“ schalt, so hätte er — nach Scherers Annahme — bei einer ähnlichen Anwandlung sein Verhältniß zu Rousseau in dieser Posse verspottet. „Zu wie viel Übertreibung und Ungerechtigkeit sich Göthe dabei hinreißen ließ,“ meint Scherer, „bedarf keiner Ausführung.“ Die Deutung fällt übrigens wie für Göthe, so auch für Herder nichts weniger als ehrenvoll aus. Sie constatirt, daß Herder einigermaßen den Satyrschwanz verdient, und indem Scherer die Bemerkung Julian Schmidt's adoptirt, daß im Satyros „ein gutes Stück von Göthe selbst stecke“, erhält auch dieser seinen Antheil an dem faunischen Schmucke. Die pikantesten Anzüglichkeiten in Göthe's Posse wie ihre Parallelstellen in Herders Correspondenz schlagen in ein Kapitel, das keinem von Beiden Ehre macht.

[2] Vgl. Ges. Werke. XVIII. 192 ff. Düntzer, Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit. S. 208 ff.

weisungsdecret von der Regierung erwirkt habe. Da wendet sich auch Beaumarchais an die Regierung und erlangt die Entlassung Clavijo's aus seinem Amt. Das war der Gegenstand, wie er in dem französischen Mémoire vorlag. Göthe setzte ihn in vier Acte, fast ganz dem gegebenen Texte folgend, ihn stellenweis einfach übersetzend; nur verlieh er der Braut Marie, größerer Rührung halber, den Keim zur Schwindsucht, gab dem Clavigo, der gefühlvoll genug wäre, sich ihrer endlich zu erbarmen, einen entschiedenen Freund Carlos zur Seite, der (wie Merck die Vorzüge Lottens) seine Liebesphantasien mit unbarmherziger Kritik zerpflückt, und ließ die arme Marie, nachdem Clavijo ihren Bruder einstecken lassen will, gebrochenen Herzens an ihrer Schwindsucht sterben. Das war noch nicht rührend genug. Also ein fünfter Act, in welchem durch plumpe Verwickelung Clavigo dem Leichenzug Mariens begegnet und von Beaumarchais erstochen wird. Der wirkliche Clavijo überlebte diesen entzückenden Tod fast um ein Menschenalter, da er erst 1806 als Vicedirector des naturhistorischen Cabinets in Madrid in einem Alter von 76 Jahren starb und somit seinem tragischen Tod auf deutschen Bühnen noch lebendigen Leibes hätte beiwohnen können.

Von dem Helden, wie er ihn aufgeputzt, sagt Göthe selbst, es sei „ein unbestimmter, halb groß, halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson" — eine bedenkliche Selbstverurtheilung, da Clavijo thatsächlich keine andere Rolle spielt, als Göthe in Sesenheim. Wieland meinte nach Lesung des Stückes, daß Göthe doch noch nicht der Wundermann sei, für den man ihn halte. Jedenfalls hätte er von dem polternden Kneiphercules andere Geschöpfe erwarten können, als die schwindsüchtige Französin und ihren sentimentalen Liebhaber. Merck sagte Göthe ungenirt: „Solchen Quark mußt du mir nicht mehr schreiben; das können die Andern auch."

[1] Ges. Werke XXI. 351.

8. Werthers Leiden.

1774.

„Dieser Roman muß für eine Schrift angesehen werden, welche die Religion bespottet, das Laster beschönigt, Herz und gute Sitten verderben kann; für unschuldige und nicht feste Menschen um so gefährlicher, als der Verfasser sich Mühe genug gegeben hat, Alles in schönem Stile und in blühender Sprache vorzubringen."

Gutachten der theol. Facultät zu Kopenhagen über Werther's Leiden. 1776.

„Es ist dieser erste deutsche Originalroman ein Fehdebrief, der gesellschaftlichen Convenienz rebellisch in's Gesicht geschleudert." Joh. Scherr.

Inzwischen hatte sich Hercules noch tiefer in die Modekrankheit der Zeit, Liebesempfindelei und Naturschwärmerei, verloren. Als Ergebniß derselben gelangte fast gleichzeitig mit Clavigo ein Roman zu Ende, der im Herbst 1774 erschien: „Die Leiden des jungen Werther". Über denselben schrieb Göthe in demselben Briefe, in welchem er Clavigo charakterisirte, unterm 1. Juni an den dänischen Consul Schönborn *in* Algier:

„Eine Geschichte habe ich gemacht, des Titels: Die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen reinen (?) Empfindung und wahrer Penetration (?) begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt, durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt." [1]

Den Stoff zum ersten Theil dieser Verwicklung nahm er aus seiner eigenen Erfahrung, nämlich aus seinem Liebesverhältniß zu Charlotte Buff — und schilderte diese, Kestner, sich selbst, Wetzlar und dessen Umgebung in manchen Zügen so treu, daß Kestner und dessen Frau im Anfang ungehalten waren, das Privatleben ihres stillen Freundeskreises und dessen Gedanken so vor aller Welt ausgekramt zu sehen [2].

---

[1] Ges. Werke. Bd. XXI. 351.

[2] Kestner, Göthe und Werther. S. 226 ff.

„Im ersten Theile des Werthers ist Werther Göthe selbst,“ schreibt Kestner (7. Nov. 1774) an seinen Freund von Hennings. „In Lotte und Albert hat er von uns, meiner Frau und mir, Züge entlehnt. Viele von den Scenen sind ganz wahr, aber doch zum Theil verändert; andere sind, in unserer Geschichte wenigstens, fremd. Um des zweyten Theils willen, und um den Tod des Werthers vorzubereiten, hat er im ersten Theil Verschiedenes hinzugedichtet, das uns gar nicht zukömmt. Lotte hat z. B. weder mit Göthe noch mit sonst einem Andern in dem ziemlich genauen Verhältniß gestanden, wie da beschrieben ist; dieß haben wir ihm allerdings sehr übel zu nehmen, indem verschiedene Nebenumstände zu wahr und zu bekannt sind, als daß man nicht auf uns hätte fallen sollen. . . : .

„So viel vom ersten Theile. Der zweyte geht uns gar nichts an. Da ist Werther der junge Jerusalem; Albert der pfälzische Legations-Secretair, und Lotte des letztern Frau; was nämlich die Geschichte anbetrifft, denn die Charaktere sind diesen drey Leuten größtentheils nur angedichtet. Von Jerusalem wußte aber der Verfasser seine vorherige Geschichte vermuthlich nicht, darum schickte er die im ersten Theil voraus, und setzte Verschiedenes hinzu, um den Erfolg des zweyten Theils wahrscheinlich zu machen, und diesem mehreren Anlaß zu geben. Der Albert des zweyten Theils war freilich etwas eifersüchtig, aber stand doch nicht in dem Verhältniß mit seiner Frau, wie da beschrieben ist. Seine Frau ist ein sehr hübsches, sanftes, gutes Geschöpf; aber nicht das Leben in ihr, das ihr da beygelegt wird; sie war auch zu der kleinen Untreue nicht einmal fähig, und auch sie betrug sich viel eingezogener gegen Jerusalem, der sie freylich sehr liebte, aber doch im beleidigten Ehrgeiz, mehr als in der unglücklichen Liebe, den Grund zu seinem letzten Entschlusse fand. Er beredete sich aber vielleicht selbst, daß das Letzte die Hauptursache sey, und die letzte Veranlassung ist die Liebe selbst gewiß gewesen.“

Indem Göthe das tragische Schicksal des jungen Jerusalem in seiner eigenen unglücklichen Liebschaft motivirte oder, wenn man lieber will, seiner eigenen Lottegeschichte den Abschluß gab, zu dem die Natur einer sentimentalen, hoffnungslosen Liebe gemeiniglich drängt, erwuchs eine höchst einfache Hauptfigur, welche die Verwicklung des Romans nahezu vollständig in ihrem Charakter trug. Werther ist ein begabter, geistreicher, phantasievoller Jüngling, der Hohes zu leisten vermöchte, wenn Verstand und Willen ordentlich ausgebildet wären. Allein die Phantasie hat sowohl den Verstand als den Willen in ihren Dienst genommen — er träumt und schwärmt; die prosaische Wirklichkeit fügt sich seinen Träumen nicht. Er rennt blindlings wider sie an, flieht bald zur Natur und zu den Kindern, die seine gekränkte Seele nicht verwunden, bäumt sich bald wieder gegen die ihn umgebende Gesellschaft, sogar seine besten Freunde, auf, verschmäht das bescheidene Glück, das er haben könnte, und ringt vergeblich nach einem andern, das ihm nicht beschieden ist. Das

einzige Heilmittel, das sein verstörtes Gemüth beruhigen und heilen könnte, fehlt ihm, — er hat keine Religion, keine klaren Grundsätze, keinen Halt für seinen schwankenden Charakter. Was das Schlimmste ist, er glaubt das Alles zu haben, nimmt sein verschwommenes pantheistisch gefärbtes Naturgefühl für Religion, die Eingebungen der wechselnden Stimmung für Grundsätze und seine Leidenschaft für Charakter. Reste von protestantischer Bibelgläubigkeit, stolzer Deismus, dunkle pantheistische Vorstellungen ziehen wild durch sein verwirrtes Gehirn. Er ist Maler und Dichter. Doch auch dieß bischen Thätigkeit, das ihn etwa zerstreuen und beruhigen könnte, wird ihm zum Gift, sobald eine unglückliche, hoffnungslose Liebe sich seiner bemächtigt und er nicht mehr die Kraft hat, sich von ihr loszureißen. Schal und haltlos, wie seine vermeintlich religiösen Anschauungen sind, dienen sie nur dazu, das Netz der Leidenschaft enger und enger um ihn zu spinnen. Sein ganzes Wesen geht auf in Leidenschaft; Malerei und Dichtung vermehren deren Zauber; gekränkter Ehrgeiz zerreißt das wunde Gemüth noch tiefer. Er sucht Trost in der verzehrenden leidenschaftlichen Liebe, die ihn zernagt; diese hat seine Philosophie schon längst zu einer Philosophie des Pessimismus und des Selbstmordes gemacht. Er macht den letzten Versuch, Lotte zu erobern, Lotte weist ihn von sich, nun wird er Selbstmörder.

Den ganzen Verlauf dieser Seelenkrankheit hat Göthe mit höchster Meisterschaft gezeichnet. Es lag in der Natur eines solchen sentimentalen Schwärmers, wie Werther ist, seine Schwärmerei mit der innigsten Selbstbeschaulichkeit auszubrüten und tagebuchartig aufzuzeichnen. In einer Reihe von Briefen, an einen außer der Handlung stehenden Freund, eigentlich an den Leser gerichtet, ziehen diese Tagebuchblätter in dramatischer Lebhaftigkeit an uns vorüber. Kein Zug ist übergangen — kein Symptom fehlt, Alles ist kurz, fast lakonisch gehalten, in klarster Anschaulichkeit, Bestimmtheit. Landschaft, Staffage, Alles trägt das Colorit der Stimmung. Nur wenn der Schwärmer sich seiner Träumerei überläßt, schäumt die Darstellung in leidenschaftliche Ergüsse über, und zieht Natur und Menschenwelt im gewaltigen Zuge in Mitleidenschaft. Auf dem Höhepunkt der Verwirrung, wo Werthers Geist bereits unfähig geworden, die Raserei seiner Empfindungen in Worte zu fassen, nimmt der Dichter den Ossian zu Hilfe. Eine an sich so harmlose Poesie wie diese wirkt in dem kranken Gemüth wie zehrendes Feuer, indem er ihren nebelhaften Schattengestalten und ihrer melancholischen Trauer die Fieberträume seines Liebeswahnsinns unterschiebt. Den Schluß des Romans

hat Göthe zum Theil dem Sinne nach, zum Theil fast wörtlich dem Bericht entnommen, den er von Kestner über Jerusalems Selbstmord erhalten hatte — der Roman wird da wirkliche Geschichte und des Dichters Arbeit beschränkt sich darauf, den einfach schlichten Bericht durch noch größere Einfachheit zu verstärken und zu beleben.

Ein Buch für junge Leute konnte ein derartiges Seelengemälde natürlich nicht werden, wenn auch ein Jüngling von 25 Jahren es schrieb. Er schrieb mit der Gluth eines leidenschaftlichen Mannes, dem das Schicksal alle Träume zerstört, den die Qual hoffnungsloser Liebe selbst bis zum Selbstmord gedrängt hat; er schrieb aber auch mit der Klarheit und Erfahrung eines Arztes, der beruhigt auf all die wechselnden Erscheinungen der tödtlichsten aller Krankheiten zurückblickt. Allein Krankheit bleibt immer Krankheit, Sünde bleibt Sünde, wie schön oder wie abschreckend sie erzählt werden mag — und hierin liegt wie das Bezaubernde, so auch das Gefährliche des Buches. Der Arzt ist selbst in die Krankheit verliebt, er schildert sie mit dieser Liebe, er hat zu dem Verlockenden der Schilderung kein Gegengewicht geschaffen.

Die Gestalt Lotte's ist kein solches Gegengewicht. Freilich ist sie wohl das freundlichste und gemüthlichste Bild, das die ganze damalige Roman- und Theaterliteratur aufzuweisen hatte. Keine sentimentale Tugendschönheit aus der Fabrik der Frau La Roche, keine griechisch-französische Buhlerin aus Wielands unerschöpflichem Repertoir, keine Dirne aus Heinse's garstiger Phantasie, keine langweilige Soldatenbraut wie Lessings Minna, keine tugendhafte Dulderin aus Gellerts mattherziger Vorstellung. Es war eine aus der Natur genommene und darum deutsche Gestalt — ein gutes deutsches Kind — so gut wie es nur ohne das Ideal der Jungfräulichkeit und der katholischen Ehe auf protestantischem Boden gedeihen kann. Was kann ein solches Kind Höheres anstreben, als dereinst ein gutes Hausfräuchen zu sein, einem Manne als Trost und Hilfe zu dienen, ihm treu zu sein, ihm Kinder zu geben, ihm die Kinder mit echter Mutterliebe großzuziehen? Es muß Religion haben, aber nicht um Gott zu verherrlichen, sondern um mit dem Mann ein beiderseits erfreuliches Lebensduett zu Stande zu bringen; es muß gehorsam sein, treu, sanft, gutherzig, liebevoll, mitleidig, aufopferungsfähig, häuslich — keine Putzdame, keine Phantastin, kein Blaustrumpf. Von Literatur und Bildung darf es so viel wissen, daß der Mann eine gebildete Soirée geben kann — aber Küche und Keller dürfen nicht drunter und drüber gehen. Von Religion darf es so viel haben, daß der Mann sich auf die eheliche

Treue verlassen kann — aber mit Conventikeln und Religionsübungen soll es ihn ungeschoren lassen. Tanz und Pläsir darf es lieben, aber es soll nicht nach anderen Herren sehen. Es soll der Engel des häuslichen Herdes sein, doch ohne übernatürliche Ausstattung und Hilfe.

So war die Braut Kestner's, welche Göthe zu seinem Bilde saß. Er hat sie geschildert wie Einer, der ganz und gar darin verliebt ist, der in einem solchen Wesen den höchsten Zauber des Lebens findet. So glänzend ist sie geschildert, daß Albert seines Glückes unwürdig erscheint, daß man es fast für erklärlich hält, wenn Werther sich um ihres Verlustes willen erschießt. Doch Göthe hat das Bild nicht einmal in seiner ursprünglichen Lauterkeit belassen. Auch Lotte ist von Werthers Sentimentalität angesteckt und hilft ihm durch ihre Nachgiebigkeit zum Selbstmorde. Da nun der Gott im Roman zudem ein gar guter Papa ist, gern zwei oder auch drei Verliebte beisammen sieht und sogar zum Selbstmord schläfrig-lächelnd nickt und die Arme ausbreitet, um den Selbstmörder an seiner Brust dereinst mit Lotte und Albert zusammen zu führen, so steht dem dunkeln Bilde der unglücklichen Liebe nichts gegenüber, was den Leser stören könnte, sie recht von Herzen in sich durchzuleben und Werthers Ansichten über den Selbstmord in sich aufzunehmen.

Alberts Gestalt und Lotte's Reue stoßen ab; was fesselt, ist Werthers toller Liebesrausch. Es ist darum nicht zu verwundern, daß Werther nicht bloß Bewunderer, sondern auch Nachahmer erweckte, daß er bei empfindsamen Damen und Schöngeistern die begeistertste Aufnahme fand, bei ernstern Beurtheilern der verschiedensten Schattirungen Widerspruch hervorrief.

Daß ein glaubenstreuer Katholik das Werk entschieden verurtheilen müßte, darüber war Göthe in späteren Jahren völlig mit sich im Reinen.

„Von meinem ‚Werther‘,“ erzählte er Eckermann, „erschien sehr bald eine italienische Übersetzung in Mailand. Aber von der ganzen Auflage war in kurzem auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu sehen. Der Bischof war dahinter gekommen und hatte die ganze Edition von den Geistlichen in den Gemeinden aufkaufen lassen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der sogleich einsah, daß der ‚Werther‘ für die Katholiken ein schlechtes Buch sei, und ich mußte ihn loben, daß er auf der Stelle die wirksamsten Mittel ergriffen, es ganz im stillen wieder aus der Welt zu schaffen.“ [1]

Mochten viele flauen Katholiken jener Zeit in Deutschland diesen

[1] Eckermann, II. 68.

gefährlichen Charakter des Buches verkennen, unter den gläubigen Protestanten erhoben sich viele Stimmen, die das Werk entschieden verurtheilten [1], und zwar nicht nur unter den Rechtgläubigen und Frommen, sondern auch unter den Aufgeklärten und Rationalisten. Am merkwürdigsten ist das verwerfende Urtheil Lessings.

„Glauben Sie wohl," schrieb er (am 26. Oct.) an Eschenburg, „daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Sie wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾷν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche klein-große, verächtlich-schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse und je cynischer, desto besser."

Dieß Urtheil hat viel Richtiges — die Geisteskrankheit, wie sie Göthe an Werther entwickelt, war den Alten in dieser Form und Ausdehnung unbekannt. Mochte der Selbstmord auch bei den Stoikern an der Tagesordnung sein, mochten auch einzelne antike Dichter denselben (wie Virgil den Selbstmord der Dido, Sophokles denjenigen des Hämus) in unglücklicher Liebe motiviren: dieses beschauliche Verzehren der eigenen Kraft in unerfüllbarem Liebesjammer setzt wirklich eine andere Weltanschauung voraus, als die classisch-antike; aber nicht die christliche, sondern die modern-heidnische, die aus dem Abfall vom Christenthum entstanden war und Reste von christlichen Vorstellungen mit heidnischem Unglauben mischend, das Ideal christlicher Brautliebe zum elenden, lächerlichen, senti-

---

[1] So wies z. B. die dänische Regierung den „Werther", sobald er in's Dänische übersetzt war, an eine Commission von drei theologischen Censoren (P. Holmius, Nik. Edinger Balle, H. J. Janson), welche dasselbe am 16. September 1776 als ein gefährliches Buch bezeichneten. Der Roman hatte solchen Absatz gefunden, daß die Censoren in drei Buchläden umsonst nach einem Exemplare fragten, es waren alle schon verkauft. Als sie in einem vierten endlich ein Exemplar aufgetrieben hatten, „fanden" sie: „daß es für die Wenigen, die es ohne Schaden lesen könnten, ein langweiliger Zeitverlust ist.... Allein für die Menge und besonders für jene Menge, die zu unordentlichen Liebschaften starke Neigung hat, und am meisten für jene, bei denen eine solche Leidenschaft noch durch Lesung loser Poeten und Romane, Einbildung und böse Lust aufgeregt worden ist, erachten wir dieses kleine Buch als sehr verführerisch und deßhalb nicht allein schädlich für die christliche Religion, sondern auch für bürgerlich gute Sitten." Das Gutachten ist mitgetheilt in den Kopenhagener Kirkenhistoriske Samlinger, udgivne af Selskabet for Danmarks Kirkehistorie. T. II. 1853—56. S. 130—143. Vgl. damit Chr. Garve's Urtheil in Engels Philosoph für die Welt. Berlin, Hofmann. 1853. S. 15.

mentalen Zerrbild entstellte. Werther — und so auch Göthe, so **weit** er in Werther gezeichnet ist — ist wirklich ein „klein-großer, verä**chtlich**-schätzbarer" Charakter, den ein alter Grieche ausgelacht, ein **Römer** herzlich verachtet haben würde. Auf dem Tische des erschossenen **Jeru**salem fand man übrigens bezeichnender Weise nichts Christliches **und** nichts Göthisches — sondern Lessings Emilia Galotti! Mendelssohn **hatte** er fleißig studirt, aber es hat nichts geholfen. Wandelte Lessing **nicht** selbst im Unglück der Gedanke an, den Kahn umzustoßen und sich zu befreien?

Weit ungelegener als dem consequenten Lessing kam der Roman dem aufgeklärten Philisterthum, welches, mit allen Formen kirchlichen Lebens zerfallen, sich in einer rationalistischen Moral weltbürgerlich eingerichtet hatte und von der spießbürgerlichen Vernunft alle nöthigen Schranken gegen die menschliche Leidenschaft erhoffte. Der Roman zeigte den bodenlosen Abgrund, der unter jener Aufklärung lauerte, ihre Haltlosigkeit gegenüber glühender, jugendlicher Leidenschaft. Nicolai machte sich zum Stimmführer der entsetzten Ehrenmänner. Er schrieb, um Werthers Leiden unschädlich zu machen, die „Freuden des jungen Werther". Werther schießt zwar auf sich; aber die Pistole ist nur mit Hühnerblut geladen, und nachdem er frisch gewaschen und angezogen, gibt's eine fröhliche Heirath mit Lotte. Göthe antwortete grob, so daß sich sein Spottgedicht nach seiner eigenen Anschauung nicht öffentlich mittheilen ließ. Nur eine Stelle daraus theilt er in Wahrheit und Dichtung mit:

„Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen,
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser weisen!
Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen."

Boie fand sich durch Nicolai's Freuden „sehr überrascht. Vieles darin ist so übel nicht. Mich verlangt, was unser Göthe dazu sagen wird. Man sieht hier (in Göttingen) dieß Dings sowohl als den Werther ganz schief an" [1].

Nicolai betrachtete sein Buch als eine berechtigte Nothwehr im Interesse des Publikums.

---

[1] Wagner, Briefe an Merck. S. 57.

„Zwar ist, wie Jedermann sagt, Herr Göthe sehr ungehalten. Aber er ist es wirklich ohne Ursach. Ich griff Ihn nicht an; denn ich glaube nicht, daß Er Willens ist, alle Banden der menschlichen Gesellschaft aufzulösen; aber einen Haufen Leser mancherlei Art, die aus Stellen, die er im Charakter des schwärmerischen Werthers geschrieben hatte, Axiomen und Lebensregeln machen wollten, daß Selbstmord aus Übereilung und Trugschlüssen entstehe und nicht Edelthat (Verbrechen?) sei.“ [1]

Merck theilte in dieser Hinsicht Nicolai's Ansicht [2]:

„Mir und allen Leuten, die unpartheiisch dachten, schien Ihre kleine Schrift ein wohlgerathenes Gegengift gegen alle das Gewäsch der unmündigen und kraftlosen Seelen, die That und Entschluß ewig auf der Zunge tragen und doch dem geringsten Streich auf ihrem Schnecken-Wege nicht entgegenzukriechen vermögen. Des Gesumse der Buben und das Gewimmern der Mädchen hatte lange genug gedauert, daß man endlich aus Ungeduld ein wenig Stillschweigen gebieten konnte.“

Nicolai's Grimm dauerte noch in's folgende Jahr hinein.

Claudius gewann der Sache, wie immer, eine zwar grünere, aber bei komischem Gewande ernste Seite ab.

„Weiß nicht, ob's 'n Geschicht oder 'n Gedicht ist, aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf heraus zu holen. Ja, die Lieb' ist ein eigen Ding; läßt sich's nicht mit ihr spielen wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. ...“ Der Jüngling möge nur an Werther die menschliche Schwachheit beweinen, „aber wenn du ausgeweint hast, sanfter, guter Jüngling! wenn du ausgeweint hast, so hebe den Kopf fröhlich auf, und stemme die Hand in die Seite! denn es gibt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden, und deßwegen nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt.“

Göthe ging das vielerlei Gerede über „Werther“ trotz des burschikosen Humors, mit welchem er Nicolai abfertigte, doch sehr zu Herzen. Er setzte, um einer üblen Wirkung des Romans vorzubeugen, demselben (1775) die Verse vor:

---

[1] Wagner, Briefe an Merck. S. 66.

[2] Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Göthe. S. 117. Vgl. S. 107. „Von Göthe sehen Sie nächstens einen Roman: Leiden des jungen Werthers. Das Schicksal des jungen Jerusalems wie sein ganzer Charakter liegt zu Grunde, und Göthe hat hier individuelle Wahrheiten wie bei seinem Götz verarbeitet und verkleistert.“ (Merck an Nicolai.)

„Jeder Jüngling sehnt sich, so zu lieben,
Jedes Mädchen, so geliebt zu sein;
Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?
Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh', dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach." [1]

Obwohl er diese an sich schwache Mahnung durch drei schwärmerische Gedichte auf Werther (Trilogie der Leidenschaft — Elegie — Aussöhnung) so gut wie wieder aufhob, so haben wir doch aus seinen letzten Jahren von ihm selbst ein Geständniß, das sachlich schärfer, als die schärfsten Urtheile der Kritik, das sittliche Gebrechen und die Gefährlichkeit des Romans an's Licht stellt.

„Das ist auch so ein Geschöpf," gestand er Eckermann (2. Jan. 1824), „das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin so viel Innerliches aus meiner eigenen Brust, so viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solcher Bändchen auszustatten. Übrigens habe ich das Buch, wie ich schon öfter gesagt, seit seinem Erscheinen nur ein einziges mal wieder gelesen und mich gehütet, es abermals zu thun. Es sind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei und ich fürchte, den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging." [2]

Wenn der Greis von 75 Jahren sich scheute, die Krankheit und die Qual einer unglücklichen Liebe noch einmal durchzufühlen, aus der das Buch hervorgegangen, wenn es ihm noch lauter Brandraketen vergleichbar schien und leidenschaftlich genug, um mit dem Affect zehn Bände auszustatten, was muß es denn für jüngere Leser sein, welche, von der Schönheit der Sprache und Darstellung hingerissen, sich selbst an die Stelle der Romanhelden setzen und den ganzen „pathologischen Zustand" mit der Lebhaftigkeit und der Jugend durchempfinden! Sprache und Darstellung sind von klassischer Einfachheit, Natürlichkeit, Schönheit. Als Roman ist das Buch unläugbar ein Meisterwerk und ragt noch heute als solches aus der Fluth der deutschen Roman- und Novellenliteratur hervor. Es ist mehr Menschenkenntniß, Leidenschaft, Natur, Poesie darin, als in den meisten zwei-, drei- und vierbändigen Romanen. Aber wie er das Schöne und Lockende des Romans in concentrirter Fülle in sich

[1] Ges. Werke. II. 108 ff.
[2] Eckermann. II. 28.

trägt, so auch das Verlockende und Gefährliche des Romans. „Es ist dieser erste deutsche Originalroman“ zugleich „ein Fehdebrief der gesellschaftlichen Convenienz rebellisch in's Gesicht geschleudert.“[1] Die gesellschaftliche Convenienz aber ist, wenn auch wandelbar in ihren unwesentlichen Formen, ihrem letzten Wesen nach ein unentbehrlicher Schutzwall häuslicher und öffentlicher Zucht und Sitte; wer ihn einreißt, rüttelt am Gebäude der menschlichen Gesellschaft selbst.

---

[1] Joh. Scherr, Allgem. Geschichte der Literatur. Stuttgart. 1875. II. 232.

9. Lavaters Christenthum und Physiognomik.

1774—1775.

„Lavater ist in seinem Elemente unermüdet, thätig, fertig, entschlossen, eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld."
Göthe am 4. Juli 1774.

„Lavater ist die Blüthe der Menschheit, das Beste vom Besten." Göthe am 7. December 1779.

„Er belog sich und andere."
Göthe am 17. Februar 1829.

Um dieselbe Zeit, als Göthe seinen Werther zu Ende brachte, erschienen zwei für die damalige Literatur ganz bedeutsame Werke: Klopstocks Gelehrtenrepublik und Herders Älteste Urkunde des Menschengeschlechts. Nach jahrelangen, biblischen, mythologischen, philosophischen und hauptsächlich literaturhistorischen Studien erhob sich dieser, um die ersten Kapitel des Pentateuchs aus der Halbnacht französisch-englischer Aufklärung und aus den Wasserfluthen rationalistischer Schrifterklärung zu retten — nicht für den Verstand, sondern für das Herz und die Phantasie, nicht als Apologet, sondern als Dichter. Er stieg, wie Göthe sagt, „in die Tiefen seiner Empfindung hinab, hat darin alle die hohe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hie und da morgenfreundlich lächelndem Orphischem Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neuern Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten ꝛc. mit Feuer und Schwefel und Fluthsturm ausgetilgt" [1]. Während Herder so für die Bibel als poetische Herzenssache, als Offenbarung göttlicher Poesie in die Schranken trat, erhob sich Klopstock, einstimmend in den Chor der jungen Genies, für die Rechte der Natur, des Herzens, der Empfindung, gegen die blinde Verehrung der Alten, gegen die Schulüberlieferungen der Aesthetiker, gegen alles Mäcenatenthum, gegen alle schulmäßige Kritik. Beide Werke waren aus der wilden Gährung her-

[1] Brief an den Consul Schönborn in Algier, vom 1. Juni 1774. — Ges. Werke. XXI. 352.

vorgegangen, die der Geist der Revolution bereits auf allen Kreisen geistigen Lebens angefacht; beide stürmten an gegen alte geheiligte Schulautoritäten und gegen neue, die sich dictatorisch an deren Stelle setzen wollten; beide trugen verschwommen und ungeklärt auch den Protest des deutschen Geistes gegen die Revolution in sich, das Streben, Religion und Vaterland dem deutschen Herzen zu retten. Beide halfen indeß die allgemeine Confusion vermehren, indem die Genies aus Klopstock eine Aufmunterung zu völliger Zügellosigkeit herauslasen und aus Herder nur das lernten, Bibel und Religion völlig unrettbar mit Natur, Poesie und Genie zu verquicken.

Wie die rhapsodischen Bibelbetrachtungen Herders, so begrüßte Göthe auch die Gelehrtenrepublik Klopstocks mit ihren biedern Albermans-Wahrheiten voll Begeisterung. Er nennt das Buch ein herrliches Werk, „die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich sind!“ [1] Was ihn jedoch augenblicklich weit mehr anzog und beschäftigte, war die wunderliche Arbeit, mit welcher der Züricher Diakon Lavater die Welt beglücken wollte — eine Arbeit, die aus derselben allgemeinen Ideenverwirrung und Gährung hervorging, aber mehr in's Gebiet der Kunst hinüberspielte und unter allem Modevolk das höchste Interesse hervorrief. Statt die Menschheit mit neuen Untersuchungen über Gott und Welt, Substanz und Accidenz, Geist und Materie, Leib und Seele aufzuklären, war dieser gemüthliche Schweizer auf den klugen Gedanken verfallen, einmal die Gesichter der Menschheit, Stirnen, Augen, Nasen, Ohren, Lippen, Kinn und Wangen aller großen Männer, Tugendhelden, Spitzbuben, Verbrecher, Feldherren, Religionsstifter, Künstler, Schöngeister, Staatsmänner, auch der weiblichen Schönheiten und Häßlichkeiten in einem großen Portefeuille zu versammeln und daraus eine Theorie der Menschenkenntniß aufzubauen, mit der man den verschiedenen Gebrechen und Mängeln seiner Mitmenschen abhelfen könnte. Mehr als einer seiner sentimentalen Zeitgenossen, liebte Lavater alle Menschen und Thiere, haßte sogar die Recensenten nicht, wollte alle aus dem kalten Unglauben in sein gefühlvolles Reich Christi einführen und sie hienieden und im Jenseits selig machen.

Lavater war weder jene „Blüthe der Menschheit“, für die ihn Göthe in der Betrunkenheit der ersten Liebe hielt, noch jener elende selbstbetrogene Betrüger, für den er ihn in der Vernüchterung des höhern

[1] Ges. Werke. XXI. 353.

Alters ausgab; er war vielmehr einer der wohlmeinendsten und ehrlichsten Protestanten, welche sich damals aus dem Wirbelstrom ungläubigen Treibens heraus zu einem thätigen und lebendigen Christusglauben zu retten versuchten, welcher aber, in protestantischen Vorurtheilen und pietistischem Eigendünkel, weibischer Empfindsamkeit und revolutionären Ideen befangen, das so nahe liegende Thor zur katholischen Kirche verfehlte und nun in unbefriedigter Sehnsucht an dem Grenzgebiet ihrer Mystik umherschwärmte. Er war acht Jahre älter als Göthe (geb. 15. Nov. 1741). Wie alle begabteren Geister jener Zeit, fand er schon in früher Jugend an der Predigt und dem übrigen Schablonenwesen des protestantischen Bekenntnißglaubens keine innere Befriedigung. Während aber ein Lessing und Göthe der Religion beherzt den Rücken drehten und sich der Schöngeisterei und dem Lebensgenuß zuwandten, Herder nur Poesie aus seiner Bibel herauslas, wandte sich Lavater ernst und eifrig dem Gebete zu, versuchte ein inneres, geistliches Leben zu führen, glaubte an Gebetserhörung und zwar auch an die Erhörung der eigenen Gebete, und trat 1762 in den Prediger-Stand, fest entschlossen, „sich demüthig vor seinem Schöpfer und Erlöser niederzuwerfen, nach der höchsten Vollkommenheit zu streben, niemals stille zu stehen, niemals müde zu werden, Gott in allen Dingen zu ehren, kein Knecht der Menschen, noch sein eigenes Ziel zu sein". In diese ascetische Richtung, die gewiß nicht verdient, von Katholiken verspottet zu werden, mischte sich jedoch ein Anflug jenes demokratisch-revolutionären Geistes, der von Westen her schon kräftig in das kleine Vaterland des „großen" citoyen de Genève herüberwehte. Wie große und kleine Aristokraten in Frankreich und Deutschland durch Luxus, Liederlichkeit, Unglauben und Volksbedrückung wacker darauflossündigten, um sich die Revolution als Strafe zu verdienen, so hatten auch einzelne der äußeren Schweizerkantone ihre aristokratischen Duodeztyrannen. An einem solchen, dem Landvogt Grebel von Grüningen, verdiente sich Lavater die ersten Sporen. Grebel hatte sich verschiedene Bedrückungen gegen Arme und Wehrlose zu Schulden kommen lassen, die nicht zu klagen wagten, weil der Landvogt dem Patriciat der Stadt Zürich angehörte, sogar Schwiegersohn des regierenden Bürgermeisters war. Lavater verband sich mit dem jungen Maler Füßlin, um den Bedrängten Recht zu verschaffen, verfolgte den Landvogt erst mit anonymen Drohbriefen und Citationen, legte dann ebenfalls eine anonyme, aber mit zündender Beredsamkeit abgefaßte Klageschrift Nachts an die Thüren der vornehmsten Rathsmitglieder, rief so eine Untersuchung hervor und nannte sich, als

der Beklagte floh, offen mit Füßlin als Kläger. Sie erhielten einen obrigkeitlichen Verweis; aber triumphirten zugleich, indem Grebel seines Amtes entsetzt und zur Entschädigung der Beraubten verurtheilt ward. Damit war Lavater zum Volksmann und zur öffentlichen Persönlichkeit geworden. „Eine solche That gilt hundert Bücher!“ schreibt Göthe noch 1777. Der kühne Anwalt der Volksrechte gegen aristokratische Anmaßungen durchreiste nun (1763) mit dem Maler Heinrich Füßlin und Felix Heß Deutschland und knüpfte mit den großen Männern des Tages, Theologen und Schöngeistern, Bekanntschaft an; so mit Gellert, Sack, Zollikofer, Spalding, Mendelssohn, Kästner, Klopstock und dem Abt Jerusalem. Er schrieb gegen Bahrdt, der damals noch den Orthodoxen spielte, und half, nach Hause zurückgekehrt, zur Hebung patriotischen Gemeinsinnes (1776) die helvetische Gesellschaft gründen. „Schweizerlieder“ machten ihn in seiner Heimath noch volksthümlicher, öffentliche Fragen an Herder über die Kraft des Gebets, des Glaubens und die Gaben des heiligen Geistes, vor Allem aber die Aufforderung an Mendelssohn, Bonnet zu widerlegen oder Christ zu werden (1769), verschafften ihm in Deutschland einen literarischen Namen. In seinem Amt als Prediger der Waisen- und Strafanstalt in Zürich bewies er sich in der That als eifrigen und aufopferungsvollen Menschenfreund, der nicht ganz umsonst einen hl. Karl Borromäus verehrte. Wenn er an Christus auch hauptsächlich den Menschenfreund hervorhob, so war er doch auch vom Glauben an dessen Gottheit durchdrungen und erblickte in der Vereinigung mit ihm das einzige Heil des Einzelnen und der Menschheit. Aber all' dieser Glaube hatte keinen autoritativen Widerhalt, keine rationelle Stütze. Alles war Gefühlssache, wie er denn ganz und gar Gefühlsmensch war, „schwach und kühn“, wie er sich selbst beschreibt, „thöricht und glücklich, kindisch und stark, sanft und hitzig, beides allemal in ausgezeichnetem Grade“ [1] — ein „lieber Gottesschwätzer“ [2], wie ihn Herder nennt. Dennoch bezeichnet ihn letzterer seiner Braut mit verzückter Überschwenglichkeit auch als einen Menschen, „der nach Klopstock vielleicht das größte Genie in Deutschland ist, der jede alte und neue Wahrheit mit einer Anschauung erfasset, die selbst alle seine Schwärmerei übersehen läßt und in Alles, was er auch wähnt und schwärmt, eine Wahrheit des Herzens legt, die mich bezaubert.“

[1] In einem Brief an Herder vom 13. März 1773. (Herders Nachlaß. 1857. II. S. 10 ff.)

[2] Brief vom 21. December 1773.

Menschenfreund, wie er war, wollte er auch Menschenkenner sein, um helfen zu können. Diese Neigung, in den Herzen zu lesen, einige Anlage zum Porträtiren, Schöngeisterei und schöngeistige Eitelkeit führten zu dem Plan eines großen physiognomischen Werkes, dessen Programm der Arzt Dr. Zimmermann 1772 herausgab. Mit unermüdlichem Eifer begann er nun, Porträts aller möglichen Menschen zu sammeln. Zeichner und Maler wurden aufgeboten. Nach allen Weltgegenden wurde um Bildnisse geschrieben. Von Herder als großer Zeichner empfohlen, wurde auch Göthe um thätige Antheilnahme ersucht. Das war Wasser auf dessen Mühle; denn er gab sich noch lebhaft mit Zeichnen ab. Das ganze Unternehmen entsprach seinen weitausschauenden Kunstliebhabereien und seiner Idee, die Kunst durch Studium der Natur neuzubeleben. Eine Annäherung an Lavater war schon dadurch eingeleitet, daß dieser mit seinem Schwager Schlosser in regem Briefwechsel stand und Lavater sich von Schlosser sogar seine Predigten für den Druck hatte corrigiren lassen[1]. Was etwa hätte stören können, war der Feuereifer Lavaters und seines Freundes Pfenninger für das, was sie als Reich Christi betrachteten. Doch Lavater erklärte Göthe für einen Genius erster Größe, gerieth über den Götz in Verzückung, verlangte nach Göthe's Bild und mischte seine sanften Bekehrungsversuche mit so viel Lobeshonig und Toleranzsüßigkeit, daß man beiderseits auskommen konnte. Lavater umwickelte die gefühlvollen „Zeugnisse" des Christenthums mit dem Gummi-Elasticum der allgemeinen Liebe, Göthe ließ die Frommen auch als ein Stück der vielgestaltigen Natur gelten und drückte sie an sein allumarmendes Herz. „Und daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst!" schrieb er an Pfenninger. „Wozu die? Brauch ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? — Nun so schätz, lieb, bet ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie tausende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftiget und stärket. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögens Pfaffen oder H...n gesammelt und zum Canon gerollt oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals, Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Machiavell. Darf aber auch zu jedem sagen, lieber Freund,

[1] Vgl. Joh. Georg Schlosser, Lavater, Göthe 2c. von L. Hirzel. Im neuen Reich. 1879. I. 275 ff.

geht dir's doch wie mir! Im einzelnen sentirst du kräftig und herrlich. Das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen."[1] Lavater wagte höchstens sanft girrende Klagen: „Mein lieber Bruder, Gott weiß es, Du bist's noch mehr, seit Du's mir gesagt hast: Ich bin kein Christ. Aber nun Bruder, sage mir, wie Du's sagen kannst: Was hast du wider den Christus, dessen Namen ich zu verherrlichen dürfte?" Er durchschaute Göthe's Schwäche mit ziemlicher Klarheit, indem er ihn durch Schilderung des eigenen ehelichen und häuslichen Glückes von seinen romantischen Liebesabenteuern in den christlichen Ehestand zu locken versuchte. Aber da kam denn auch Lavaters Christus wunderlich heraus — wie ein bloßer Hochzeitbitter, um Braut und Bräutigam mit Bibelsprüchen zu beseligen, wie ein süßer Liebesprediger, um alte und junge Jungfern männlichen und weiblichen Geschlechts in derselben religiösen Empfindsamkeit zu ertränken[2]. Die Klettenberg gab ihren Segen dazu. „Die brüderliche Verbindung und Bekanntschaft mit Lavater," schrieb sie diesem in ihrem und Göthe's Namen, „ist ein Geschenk meines himmlischen Freundes: Er wandelt mit Lavater und mit Göthe — ich kenne ihn am Gange, noch werden ihre Augen gehalten, daß sie ihn nicht erkennen."[3]

Nachdem Lavater schon ein Jahr mit Göthe in brieflichem Verkehr gestanden, erfolgte auch persönliche Bekanntschaft. Lavater kam nach Deutschland, um Gesichter anzusehen, Gesichter zu sammeln, Gesichter zu studiren und auszulegen. Alle Berühmtheiten drängten sich um ihn, einen Platz in seinem Album zu erhalten. Ende Juni (1774) erschien er auch in Frankfurt. „Bischt's?" rief Göthe den Ankömmling an. „Bin's," antwortete Lavater. Und nun drückten sich die Genies enthusiastisch an's Herz, und ergossen sich in begeistertem Redestrom über alle ihre Angelegenheiten, Natur und Poesie, Religion und Welt, Physiognomik und Häusliches. Was Göthe im Briefwechsel abgestoßen, zerschmolz vor Lavaters gewinnender Herzlichkeit. „Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die be-

---

[1] Briefe von Göthe an Lavater. Herausg. von H. Hirzel. Leipzig 1833. S. 5.

[2] Lavater im Verhältniß zu Göthe von J. C. Mörikofer. Im neuen Reich. 1877. I. 622 ff.

[3] Ebd. I. 623. Vgl. Göthe's Darstellung in Wahrheit und Dichtung. Ges. Werke. XVIII. 144. Lavater trat schon bei diesem Briefverkehr mit dem Dilemma hervor: Christ oder Atheist! „Ich erklärte darauf, daß wenn er mir mein Christenthum nicht lassen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, so könnte ich mich auch wohl zum Atheismus entschließen, zumal da ich sähe, daß Niemand recht wisse, was beides eigentlich heißen solle."

stimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizerdialect und wie manches andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung."[1] Göthe thaute völlig auf. Fünf Tage plauderten sie zusammen und kramten in physiognomischen Räthseln herum. Herr und Frau Rath, das ganze Haus und die weitere Bekanntschaft war für den Propheten eingenommen. Göthe begleitete ihn nach Ems, wohin er mit mehreren Zeichnern reiste, und wäre gern bei ihm geblieben, hätte ihn nicht eben die Prosa eines Rechtshandels für die „Vorstadt- und Budbeischen Herren Erben" nach Frankfurt zurückgerufen. Von hier kam er mit Basedow, dem struppichten Naturpädagogen, der ihn inzwischen besuchte, schon am 15. Juli wieder nach Ems und reiste dann mit ihm und der ganzen Gesellschaft die Lahn hinunter nach Coblenz,

„Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitte."

In Ehrenbreitstein wurde der Frau La Roche ein Besuch gemacht, dann ging's den Rhein hinab nach Düsseldorf zu Fritz Jacobi, mit dem sich Göthe wieder aussöhnen wollte. Dieser war nicht zu Hause, sondern in Elberfeld; er suchte ihn nun dort auf und traf unerwartet nicht nur wieder mit Lavater und mit Fritz Jacobi, sondern auch mit dessen Bruder Georg, mit seinem pietistischen Freunde Jung-Stilling und dem frivolen Romanschreiber Heinse zusammen: dazu Basedow und ein paar Elberfelder-Theosophen, Mystiker und Philister. Göthe wurde in dem sonderbar gemischten Kreise ganz närrisch zu Muthe; er tanzte und hüpfte von Einem zum Andern herum, so daß die Elberfelder fast an seiner Vernunft zu zweifeln begannen. Die Scene ist insofern charakteristisch, als Göthe mit seiner übersprudelnden Lustigkeit Aller Herzen gewann, sich mit Allen gut zu stellen wußte, von Allen etwas an sich hatte und hinwieder Alle narrte. Die pietistische Beschaulichkeit Stillings, die physiognomische Geschäftigkeit und menschenfreundliche Weichheit Lavaters, die überschwengliche Sentimentalität Jacobi's, die ungekämmte Naturmenschlichkeit Basedows, auch das unsaubere Griechenthum Heinse's — All' das hatte seinen Theil an ihm und gewann darum bis zu gewissem Grade seine Sympathien. Lips, der Zeichner Lavaters, aber arbeitete bis zur Ermüdung, um all' die wichtigen Profile in seine Mappe zu bringen.

[1] Ges. Werke. XVIII. 148 ff.

10. Spinozismus und Titanismus.

„Humilitas virtus non est sive ex ratione non oritur. Poenitentia virtus non est, sed is, quem facti poenitet, bis miser seu impotens est."
Baruch de Spinoza. Ethica. P. IV. Prop 53 et 54.

Als die Genies sich wieder trennten, begleitete Göthe die beiden Brüder Jacobi und Heinse nach Düsseldorf und machte von hier aus mit den ersteren einen Ausflug nach Cöln. Das alte Haus der Patricier-Familie Jabach, wo sie Wohnung nahmen, erfüllte Göthe mit Begeisterung für das Familienleben dahingeschwundener Zeit, der unvollendete Dom dagegen sprach ihn wenig an. Der Genius hatte hier, wie er meinte, die rechte Zeit nicht gefunden, um sein Werk in einem Guß fertig wie Minerva aus Jupiters Haupt hervorspringen zu lassen. Um so mehr schwelgte er in der schönen Natur, in Poesie und geselliger Unterhaltung. Hatte er noch kaum im Frühjahr beide Jacobi „Jackerls" genannt, eine satirische Posse über sie angefangen und gesagt: „Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei!" [1] so überströmte er jetzt von Freundschaft und Liebe. „O Liebe! Liebe!" schrieb er noch unter dem Eindruck der gemeinsamen Fahrt an Fritz Jacobi, „die Armuth des Reichthums — und welche Kraft wirkts in mich, da ich im Andern Alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe. Glaub mir, wir könnten von nun an stumm gegeneinander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wärs, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredet haben." Nicht weniger begeistert für Göthe war Friedrich Jacobi. Nach vierzig Jahren noch erinnerte er ihn „an das Jabach'sche Haus, das Schloß zu

[1] A. Kestner, Göthe und Werther. S. 204. „Die Iris (Zeitschrift, die Georg Jacobi herausgab) ist eine kindische Entreprise und soll ihm verziehen werden, weil er Geld dabei zu schneiden denkt. Eigentlich wollen die Jackerls den Merkur mimiren, seit sie sich mit Wieland überworfen haben. Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei ꝛc."

Bensberg, die Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst; an den Saal in dem Gasthof zum Geist, wo wir über das Siebengebirge den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung auf dem Tische sitzend uns die Romanze: ‚Es war ein Buhle frech genung' und andere hersagtest ... Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf. — Mir wurde wie eine neue Seele. Von diesem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr lassen!" [1]

Auf diesem gefühlvollen Ausflug unter Mondschein und Romanzen, Naturgenuß und enthusiastischen Freundschaftsversicherungen kam das Gespräch auch auf Philosophie. Denn Friedrich Jacobi war nicht nur Schöngeist, sondern auch, ja weit mehr, wie er wenigstens glaubte — Philosoph. Freilich war das ursprünglich nicht sein Fach. Im Jahr 1743 geboren, hatte er sich nach sehr kurzer Vorbildung der Kaufmannschaft gewidmet und nie einen philosophischen Schulcursus durchgemacht; später beschäftigte er sich als pfälzischer Hofrath mit dem Zollwesen; allein in einer Zeit, wo junge Autodidacten die ganze Welt auf den Kopf stellten, war jener Mangel an Schulbildung kein Mangel, vielmehr ein Vorzug. In der neueren französischen Literatur war er zu Hause, schrieb selbst Französisch mit leidlicher Modeeleganz, hatte Geld, Freunde, ein überschwengliches Herz, eine rasende Phantasie, große Weltkenntniß und besonders reiche Erfahrung in Liebesabenteuern — so konnte er schon mithelfen zur Grundlegung einer neuen deutschen Cultur, Literatur und Philosophie. Wie Hamann, Herder, Lavater und viele andere Pioniere dieses Culturwerks, hatte er zu viel deutsche Gemüthlichkeit, Herz und Phantasie, um sich den Haß Voltaire's und der Encyklopädisten gegen das Christenthum, den krassen Materialismus Holbachs und La Mettrie's, kurz die französische Aufklärung in ihrer unverschleierten Folgerichtigkeit anzueignen. Diese Aufklärung ging ihnen zu weit. Ohne dieselbe jedoch ganz zu vernachlässigen, schlossen sie sich instinktiv mehr an Rousseau an, der nicht wie Voltaire ein bloßer Salons- und Hofschranze war, sondern ein tiefes, mächtiges Naturgefühl, energische Leidenschaft, volksthümliche Beredsamkeit, ein noch für's Ideale empfängliches Herz besaß, mitten im Wirrwarr des Lasters und des Umsturzes noch von Kindesunschuld, Menschenwürde, edler Freiheit, bürgerlicher Tugend, von Religion und Vaterland träumte. Es waren bloße Träume; aber sie wiesen noch auf die

[1] Ges. Werke. XVIII. 159 ff.

ewigen Polarsterne hin, von denen das Glück des Menschen bedingt ist und zu denen die tief gesunkene Natur unwillkürlich aufseufzte. Gerade diese wirren, dunkeln Klänge fanden in dem Gemüth der deutschen Protestanten einen Widerhall; Reste der eigenen religiösen Erziehung, Bibelerinnerungen mischten sich damit. Sie wollten weder Gott, noch Tugend, noch Sitte, noch Religion aus der Welt schaffen lassen; das Alles sollte bleiben, nur nach etwas freierem Zuschnitt — eine ideale Welt ohne Mittelpunkt und ohne autoritative oder rationell bestimmbare Grenzen. Jacobi entsetzte sich vor einer Weltanschauung, welche es mit der Revolution gründlich und folgerichtig nahm; aber er wollte auch keines seiner Ideale bewiesen haben. Einigermaßen Luther folgend, setzte er den philosophischen Verstand völlig ab und mit ihm alle eigentliche Philosophie und philosophische Vertheidigung des Christenthums. An seine Stelle ließ er für die Erkenntniß der sichtbaren Welt die bloße Erfahrung treten, für die Erkenntniß des Unsichtbaren, Göttlichen — die „Vernunft", eine Fähigkeit, die weder forscht, noch schließt, sondern unmittelbar schaut und aufnimmt. Gott wird gefühlt, bewiesen kann sein Dasein nicht werden. Dieses Gottes-Gefühl nannte Jacobi Glauben — es war aber bloße Gefühlssache, wie sein ganzes Leben und Treiben in überschwenglichen Gefühlen aufging. Als er mit Göthe zusammentraf, hatte er sein System noch nicht ausgebaut, aber er hatte es bereits im Keime; er war von seinem Gottes- und Tugendgefühl ebenso sehr beduselt, als von seinem Freundschafts- und Liebesgefühl, das sich in Göthe's Gegenwart zum Rausche steigerte und in Thränen krystallisirte. Keinen der neuern Philosophen konnte er weniger leiden, als den unheimlichen Juden Spinoza, welcher Gott zur Welt machte, diese göttliche Welt dann in eine ungeheure, halb denkende, halb bewußtlose Maschine auseinanderlegte, alle Freiheit aufhob und die Tugend geometrisch bewies. Auf diesen kamen die beiden verzückten Schöngeister zu sprechen und siehe da —, Göthe entpuppte sich als Spinozist.

Obgleich Niemand weiß, was und wie Göthe und Jacobi zusammen über Spinoza verhandelten, so ist es seither allgemein Brauch, von den tiefen Beziehungen Göthe's zu dem jüdischen Pantheisten, dem Stammvater alles neueren Pantheismus, zu sprechen. In allen Biographien Göthe's wird in dunkeln, allgemeinen, ahnungsreichen Phrasen angedeutet, wie der „große" Dichter sich des „großen" Philosophen bemächtigt [1],

[1] Lewis (Frese) I. 296. „Für Göthe genügten einige wenige Ideen Spinoza's,

dessen Allbegriff mit seinem Naturbegriff verschmolzen und so seine eigene Weltanschauung, eine der bedeutendsten Etappen auf dem Entwicklungsgang moderner Weltanschauung, gebildet habe. Danzel hat eine eigene Schrift über Göthe's Spinozismus verfaßt [1]; Hermann Grimm holt bei den Anfängen aller Cultur aus [2], läßt alle Culturstufen der Menschheit Revue passiren — griechische Cultur — germanische Cultur — romanische Cultur — semitische Cultur, ernennt für alle diese Culturstufen typische Repräsentanten, für die griechische Homer nebst Phidias und Plato, für die romanische Raphael nebst Michelangelo und Dante, für die germanische Shakspeare und Luther, für die semitische Spinoza neben den Männern des Alten und Neuen Testamentes, um Göthe auf den Gipfelpunkt all dieser Culturstufen zu bringen und den Satz einzuleiten: „Keine Philosophie hat Göthe genügt, als die Spinoza's." [3]

Das hört und sieht sich überaus großartig an: Göthe's Standbild von Homer, Raphael, Shakspeare und Spinoza getragen, die hinwieder auf den Schultern des Phidias und Plato, des Michelangelo und Dante, Luthers und der Männer des Alten und Neuen Testamentes ruhen. Nur hat das Denkmal leider wenig historisches Fundament.

Göthe hatte ebenso wenig eine philosophische Schule durchgemacht, als Jacobi. Weder Leibniz noch Malebranche, weder Wolff noch Descartes hatte er ein Leides gethan. Die Logik hatte er bereits in den ersten Monaten mit Kräpfeln vertauscht; dagegen hatte er Bayle als ein anrüchiges Buch durchgemaust, Holbach gelesen, viel Rousseau und Voltaire studirt und in Giordano Bruno auch einigen Geschmack am Pantheismus gefunden.

„Getrennt über Gott und Natur abhandeln," so schrieb er sich in Straßburg auf, „ist schwierig und mißlich, eben als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des

---

um seinem Geiste Richtung zu geben. Spinoza wurde für ihn, was Kant für Schiller, nur daß dieser — ein charakteristischer Unterschied der beiden Geister — seinen Philosophen systematisch studirte und dessen Lehre systematisch zu reproduciren suchte."

[1] Über Göthe's Spinozismus, von Wilhelm Danzel. Hamburg 1843. Er läßt nicht undeutlich durchblicken, daß Göthe weit mehr ein Anhänger Rousseau's war, als Spinoza's. S. 13—17.

[2] Göthe, Vorlesungen, gehalten an der königl. Universität zu Berlin von Hermann Grimm. Berlin. Hertz. 1877. I. 233 ff.

[3] Ebd. S. 242.

Leibes, Gott nur durch die durchschaute Natur; daher scheint es mir verkehrt, Denker der Verkehrtheit zu zeihen, die ganz philosophisch Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn was ist, muß nothwendig Alles zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzige Wirkliche ist und Alles umfaßt. Die heilige Schrift ist unserm Urtheile auch nicht entgegen, obwohl wir ihre Aussprüche einem Jeden nach seinem Urtheile zu drehen gestatten. Und das ganze Alterthum erkannte ebenso eine Übereinstimmung, auf die ich großes Gewicht lege. Denn mir zeugt das Urtheil so großer Männer für die Vernunftmäßigkeit jenes Systems, wornach die Welt von Gott ausfließt, wenn ich auch zu keiner Schule schwören will und sehr bedaure, daß im Spinozismus, in dem auch die ärgsten Irrthümer dieser Quelle entströmen, dieser so reinen Lehre (!) ein so böser Bruder erwachsen ist." [1]

Göthe hatte, wie diese Stelle genügsam ausweist, noch in Straßburg die confusesten Begriffe über den Pantheismus im Allgemeinen, wie über die Lehre des Spinoza im Besondern. Er wußte nicht einmal den in den heiligen Büchern doch so klar ausgeführten Begriff eines persönlichen, von der Welt verschiedenen Gottes von dem Wahnbild eines pantheistischen Gottes zu unterscheiden, hielt letzteres für biblisch und vernunftgemäß, die Lehre des Spinoza dagegen für „einen bösen Bruder". Es liegt nun von Göthe bis zum Eintritt in Weimar nicht nur nicht die geringste philosophische Abhandlung, sondern nicht einmal irgend ein philosophisches Fragment vor. Was seine übrigen Schriften bekunden, ist nur die größte Verworrenheit über den Begriff von Gott und Natur und eine confuse Verschmelzung von Beiden, welche sich metaphysisch nicht formuliren läßt. Ihren klassischen Ausdruck hat sie in Fausts Bekenntniß an Gretchen gefunden:

> „Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
> Ich habe keinen Namen
> Dafür! Gefühl ist alles;
> Name ist Schall und Rauch,
> Umnebelnd Himmelsgluth."

Mit ähnlicher verschwommener Gefühlsconfusion spricht er in ein paar Briefen von „dem lieben Ding, das sie Gott heißen" [2]. In seinen enthusiastischen Dithyramben über das Straßburger Münster vermengt er Gott, Natur, Genie, wie ein von Bacchus Berauschter. Nirgends legt er irgendwelche Proben von einer eingehenderen Kenntniß älterer

---

[1] A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Göthe. Weimar 1846. Viehoff. I. 325.
[2] Göthe's Briefe an A. von Stolberg. Leipzig 1839. S. 60.

oder neuerer Philosophie an den Tag; die Faustfragmente, welche aus dieser Zeit stammen, zeugen vielmehr für die tiefste Verachtung aller Philosophie[1].

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medicin,
Und, leider! auch Theologie
Durchaus studirt, mit heißem Bemühn.
Da steh ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr
Herauf, herab und quer und krumm
Meine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, daß wir nichts wissen können!"

Was die Lehre des Spinoza betrifft, so liegt nirgends ein sicherer Anhaltspunkt dafür vor, daß Göthe sie um diese Zeit auch nur einmal wirklich durchstudirt hätte[2]; seine Lebensweise selbst machte ein solches Studium nahezu unmöglich. Man muthet ihm Übermenschliches zu, wenn man annimmt, er habe zwischen all seinen Ausflügen und Zerstreuungen, seinen Liebhabereien und Unterhaltungen, seinen Possen und Farcen, seinen Liebschaften und Correspondenzen, ja mitten in einem steten Romanleben zu drei, zu vier, die Ruhe, den Ernst, die Zeit, die Ausdauer gehabt, ein abstractes System wie dasjenige Spinoza's mit der ganzen Kette seiner trockenen Definitionen, Thesen und Schlußfolgerungen wissenschaftlich zu untersuchen. Um übrigens keinem Zweifel darüber Raum zu lassen, daß er sich nicht dieser mühsamen Geistesarbeit unterzogen, deutet er selbst in „Wahrheit und Dichtung" verständlich genug an, daß er an Spinoza's Werken keine Kritik geübt, sondern daß die gelegentliche Lesung darin nur einen allgemein verschwommenen, beruhigenden Gefühlseindruck zurückgelassen.

„Nachdem ich mich," erzählt er selber, „in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergeblich umgesehen hatte, gerieth ich

[1] L'ironie, la critique, un scepticisme hautain, dominent chez Goethe, quand il se rencontre avec l'énigme des choses. Il veut se venger de ne pouvoir la résoudre en humiliant l'ambition des métaphysiciens qui prennent à coeur de la poursuivre (Caro, La philosophie de Goethe. Revue des Deux Mondes. 1865. 2e Période. Tom. 59. p. 870). Eine knabenhafte Rache!

[2] Nach Riemers Mittheilungen (Berlin 1841. II. 182) hat er die Ethik erst 1784 zu Weimar gelesen, als Jacobi und Mendelssohn sich über sein Gedicht „Prometheus" und Lessings Spinozismus zankten; vielleicht auch dann nicht ganz.

endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben (!); genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satz hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: ‚Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe‘ [1], mit allen den Vordersätzen, worauf er ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: ‚Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?‘ mir recht aus dem Herzen gesprochen ist.

„Übrigens möge auch hier nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigsten Verbindungen nur aus dem Entgegengesetzten folgen. Die Alles ausgleichende Ruhe Spinoza's contrastirte mit meinem Alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichsten Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit nothwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zu Stande.“ [2]

Der Uneigennützige! Friederike betrog er mit seinen Liebeleien und ließ sie dann sitzen, um Carrière zu machen; Kestners Gutmüthigkeit nützte er aus, um ihm, wenn es möglich gewesen wäre, Lotte wegzukapern; Jacobi schwindelte er jetzt „ewige“ Freundschaft vor, und ein paar Jahre später, als ihm diese Freundschaft nichts mehr nützen konnte, nagelte er, unter dem schallenden Gelächter des Weimarer Hofs, Jacobi's Roman „Allwill“ an einen Baum; Lavater, dessen Name ihn jetzt selbst berühmt machen half, nannte er die Blüthe der Menschheit, und als die Physiognomik aus der Mode kam, war derselbe ein „betrogener Betrüger“; von Merck ließ er sich jetzt seine Gedichte censiren und corrigiren, hintendrein verunglimpfte er ihn als „Mephistopheles“, als einen ganz hämischen, negativen Menschen; den Arzt Zimmermann, der jetzt seinen Ruf durch Deutschland ausposaunen half, nahm er mit offenen Armen in sein Haus auf; als sein eigener Ruf gemacht war, hing er

[1] Ethica. Pars V. 19. Der Beweis (!) des Spinoza für diesen Satz lautet: „Wenn der Mensch danach strebte (daß Gott ihn liebte), so würde er begehren, daß Gott, den er liebt, nicht Gott wäre, und folglich würde er wünschen, Unlust zu haben, was widersinnig ist. Ergo q. e. d.“ Eine saubere Logik das.

[2] Ges. Werke. XVIII. S. 161.

ihm in „Wahrheit und Dichtung“ Charakterzüge und Handlungen an, die den Mann durch ganz Deutschland hin anschwärzten und verdächtigten, bis endlich die Kritik kam und ein „Räthsel“ aufdeckte, das man vielleicht bei jedem Andern sofort als „Verleumdung“ qualificirt hätte[1]. Das war Göthe's berühmte spinozistische „Uneigennützigkeit“ — seine Ethica geometrice demonstrata.

So wenig sich feststellen läßt, was der junge Göthe aus dem Spinoza heraus- und in denselben hineingelesen (er wußte das als alter Mann selbst nicht mehr), so gewiß erhellt aus seinem ganzen Leben und Treiben, daß er wenigstens die Freigeisterei, den Naturalismus und den antichristlichen Geist dieses Philosophen von Herzen theilte, soweit derselbe, namentlich unter einem gewissen Schein von Religiosität, gegen alles Übernatürliche protestirte[2]. Die positiven Pflichten der Religion erfüllte er nicht in Wetzlar; galt er, wie wir gesehen, als Freidenker; was er Christenthum nannte, war ein ganz bekenntnißloser, vager Naturalismus. Er liebte es indeß, sich als „Naturfrommen“ darzustellen, d. h. als Einen, der dem Schöpfer in der Natur, d. h. durch Betrachtung, Studium, Verehrung und Nachahmung der Natur, außerordentlich viel Ehre erweise. Doch hing dieß von der Stimmung ab. Neben den zahlreichen Äußerungen dieser Naturfrömmigkeit läuft eine parallele Reihe von durch-

[1] Er klagte ihn in „Wahrheit und Dichtung“ (Ges. Werke. XVIII. 188) der schändlichsten Härte und Tyrannei gegen seine eigene Tochter an, während anderweitig feststeht, daß er dieselbe väterlich liebte und dem Kinde als ein treuer, liebevoller Vater galt. Im Jahre 1775 selbst nannte er ihn (in einem Briefe an die La Roche) „gar brav, einen gemachten Charakter ꝛc.“ — „Um so auffallender,“ sagt Gödeke (Göthe's Leben und Schriften. Stuttgart 1877. S. 144), „ist es, daß Göthe in Bezug auf diesen Freund und seine Tochter, die derselbe aus einer Pension in Lausanne geholt, wo sie ihren Verlobten zurückgelassen hatte, in ‚Dichtung und Wahrheit‘ Dinge erzählen konnte, die nicht allein durchweg unwahr, sondern auch geradezu unmöglich waren. Alle Thatsachen, die Göthe anführt, sind theils erfunden, theils auf Zimmermanns Kosten in einen falschen Zusammenhang gebracht, theils aus der Zukunft vorweggenommen. Dieser dunkle Fleck in Göthe's Selbstbiographie bedarf zwar nicht mehr der Widerlegung, wohl aber der Aufklärung.“ Eine solche ist bis jetzt nicht gegeben worden. (Vgl. Düntzer, Frauenbilder. S. 351—358.) Damit soll nicht gesagt sein, daß Zimmermann nicht auch ein rechter „Culturmensch“ war.

[2] So gab schon Voltaire dem Philosophen, der im Stillen Gott absetzen wollte, aber mit seiner Philosophie wenig Glück hatte, ein Gefolge von Schöngeistern:

„Ne pouvant désormais composer pour le prix
Il partit escorté de quelques beaux-esprits.“
(Les systèmes.)

aus entgegengesetzten, in welchen er sich als „Titane“ den Göttern entgegenwirft, sie als neidische, feindliche Gewalten verdonnert und ihnen zum Trotz leben, dichten und glücklich sein will. Die wunderliche Idee schöpfte er wahrscheinlich nicht unmittelbar aus der griechischen Titanensage, welche, wie bekannt, die göttliche Gerechtigkeit über den verwegenen Aufstand der Halbgötter triumphiren läßt, sondern aus Voltaire, welcher in seiner Oper „Pandora“ die gewaltige griechische Sage bereits im Sinne des 18. Jahrhunderts umgedichtet hatte, indem er Zeus zum neidischen Tyrannen, Prometheus zum verkannten Künstler und Aufklärer machte, den letzteren über die finstere Macht der Götter siegen ließ. In diesem Sinn riß Göthe die Prometheussage an sich und führte die revolutionären Partien derselben mit großer Begeisterung aus. Mit demselben Geist unbändigen Trotzes gegen Gott begann er auch die Faustsage zu behandeln. In einem burschikosen Fragment über den „Ewigen Juden“ entwickelte sich derselbe zur krassen Gotteslästerung. Die psychologische Erklärung dieses „Titanismus“ gibt Friedr. Leop. von Stolberg in zwei Briefen von 1776[1].

„Göthe,“ schrieb er an Klopstock am 8. Juni, „ist Starrkopf im allerhöchsten Grade, und seine Unbiegsamkeit, welche er, wenn es möglich wäre, gern gegen Gott behauptete, machte mich oft schon für ihn zittern. Gott, welch ein Gemisch, ein Titanenkopf gegen seinen Gott, und nun schwindelnd vor der Gunst eines Herzogs! Sagen Sie, mein Liebster, denn Sie erkannten früh seinen eisernen Nacken, dachten Sie nicht an ihn, wie Sie die ‚Warnung‘ machten? Und doch kann er so weich sein, ist so liebend, läßt sich in guten Stunden leiten am seidenen Faden, ist seinen Freunden so herzlich zugethan. — Gott erbarme sich über ihn und mache ihn gut, damit er trefflich werde, aber wenn Gott nicht Wunder an ihm thut, so wird er der Unseligsten einer.“

In einem fast gleichzeitigen andern Briefe schreibt Stolberg:

„Göthe ist nicht bloß ein Genie, sondern er hat auch ein wahrhaft gutes Herz, aber es ergriff mich ein Grausen, als er mir an einem der letzten Tage meiner Anwesenheit in Weimar von Riesengeistern sprach, die sich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen. Dieser unbeugsame Trotz wird, wenn er in ihm weiter wuchert, auch sein Herz kalt machen. Armer Erdenwurm! Sich den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen, gleichsam rechten wollen mit Gott!“

Das war die Gesinnung, in welcher sich Göthe an Spinoza und an

---

[1] J. Janssen, Fr. Leop. Graf zu Stolberg. Freiburg. Herder. 1877. II. 70. Im neuen Reich. 1874. II. 337—342.

Voltaire anschloß. Es kam ihm von Herzen, wenn er grimmig zu Gott emportrotzte:

„Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillt
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herr'n und deine?
Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

11. Der Lili-Roman.

1774—1775.

„Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahrem Genusse und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit Himmel auf und Höllen ab getrieben werden?"

Göthe an Aug. v. Stolberg, 18. Sept. 1775.

Das wirkliche Leben des Frankfurter Titanen sticht gerade in dieser Zeit sehr seltsam von der erhabenen Einsamkeit ab, in welcher sein Prometheus zornerfüllt den Göttern trotzt. Um Mitte August 1774 von seiner Rheinreise nach Hause zurückgekehrt, zeichnete, malte, tändelte, dichtete, bummelte, träumte, amüsirte er sich ganz genau im selben Stil wie früher. Die Eltern suchten ihn endlich zur Heirath zu bewegen, er wollte aber nicht. Der Druck des Werther ging unterdessen rüstig voran; im September ward er vollendet, während die Frankfurter Messe um den Dichter tobte und kreischte, Vergangenheit und Zukunft ihm wunderbar ineinander schwebten. Von der Vergangenheit war es besonders der Lotte-Roman, der nun „unwiderruflich zum letzten Mal" in seiner Phantasie wieder auflebte. Im September besuchte ihn ja seine Strumpfwäscherin aus Wetzlar und erzählte ihm von Lotte's Kindheit; dazu war er augenblicklich an „Werthers Leiden" beschäftigt. Alles war deßhalb „Lotte und Lotte und Lotte und Lotte und ohne Lotte nichts und Mangel und Trauer und der Todt." Etwas Komödie wird bei diesem neuen Anfall von Sentimentalität auch gewesen sein. Er konnte sich denken, daß es Kestner und seiner Frau nicht eben angenehm sein würde, die Geschichte ihres Brautstandes und ihrer Beziehung zu Göthe, „verklebt" mit dem Selbstmord Jerusalems, vor das ganze deutsche Publikum gelangen zu sehen. Er wollte augenscheinlich dem übeln Eindruck zuvorkommen und warf sich Lotte in knechtischerer Anbetung, als in irgend einem früheren Brief zu Füßen. „Wenn Beine der Heiligen," schrieb er ihr blasphemisch mit Bezug auf seine Strumpfwäscherin, „und leblose Lappen, die der Heiligen Leib berührten, Anbetung (sic!) und Bewahrung und Sorge verdienen, warum nicht das Menschen-

geschöpf, das dich berührte, dich als Kind auf'm Arm trug, dich an der Hand führte, das Geschöpf, das du vielleicht um manches gebeten hast? Du Lotte gebeten ꝛc."[1] — All' diese saubere Heiligenverehrung half indeß nicht. Umsonst schrieb er zu dem Exemplar des Werther, das er ihr schickte: „Dieses Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in der Welt. Du sollsts haben, Lotte, ich hab es hundertmal geküsst, habs weggeschlossen, dass es niemand berühre. O Lotte!" Aller dieser Liebesversicherungen ungeachtet wurden Kestner und seine Frau über den Werther recht ungehalten, und Göthe mußte auf's Neue alle seine Beredsamkeit aufbieten, um sie zu beruhigen:

„Es ist gethan, es ist ausgegeben, verzeiht mir, wenn ihr könnt.... Ich will nichts von euch hören, bis der Ausgang bestätigt haben wird, daß eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, bis ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an euern Herzen gefühlt haben werdet.... Binnen hier (21. November 1774) und einem Jahr versprech ich euch auf die lieblichste einzigste innigste Weise, alles was noch übrig sein mögte von Verdacht, Mißdeutung ꝛc. im schwäzenden Publikum, obgleich das eine Herd Schwein ist, auszulöschen wie ein reiner Nordwind, Nebel und Duft. — Werther muß sein — muß sein.... Das Billet keinem Menschen gezeigt! unter euch beiden! Sonst niemand sehe das! ꝛc...."[2]

Diesem Briefe folgte im folgenden Jahr noch ein Zettelchen an Lotte — dann versiegte die Lotte-Correspondenz. Sie hatte ihren Dienst gethan. Dem Dichter lag, bei aller Überschwenglichkeit seines Briefstils, mehr an Werther und an seinem literarischen Ruhm, als an Kestner und dessen Frau und seiner früheren Liebe. Der Ruhm aber kam jetzt in steigender Fülle. Alte Freunde, wie Merck und Gotter, trafen im Laufe des Herbstes wieder bei Göthe ein, um sich mit ihm seiner Erfolge zu freuen, vergangene Tage zu recapituliren und neue Projecte zu besprechen. Fremde, wie der Schweizer Karl Ulysses von Salis-Marschlins, der in pädagogischen Angelegenheiten Deutschland bereiste, sprachen bei dem Gefeierten vor. Der ehrenvollste Besuch jedoch, der ihm im October zu Theil wurde, war wohl derjenige Klopstocks[3], welcher mit ihm schon seit Frühjahr in Briefwechsel stand und nun, von dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden als Hofrath nach Karlsruhe eingeladen, auf dem Wege dahin

[1] A. Kestner, Göthe und Werther. S. 212.

[2] Ebd. S. 222. 232 ff.

[3] Düntzer, Frauenbilder. 241 ff. Döring, Klopstocks Biographie. Jena 1853. S. 93 ff.

den Verfasser des Werther persönlich aufsuchte. Klopstock war, der Kritik Lessings ungeachtet, noch der gefeiertste deutsche Dichter, der einzige, zu dem eine ganze Schule stand. Sein „Messias", den er ein Jahr zuvor vollendet, wurde in England, Frankreich, Italien übersetzt; auch eine lateinische Übersetzung wurde begonnen. Künstler nahmen Scenen aus seinem Gedicht zum Vorwurf ihrer Gemälde. Der Dichterkreis in Göttingen, die Hölty, Voß, Stolberg, Bürger, Miller, Cramer, Leysewitz &c. betrachteten ihn als Vater und Fürsten der deutschen Dichtkunst.

Die beiden Dichter standen zu einander in ähnlichem Gegensatz, wie „Messias" und „Werther", Klopstocks Oden und Göthe's Liebeslieder. Jener ein stattlicher, würdiger Mann, schon über die Vollkraft der Jahre hinaus, abgemessenen Benehmens, wie Einer, der lange am Hofe gelebt, des ernsten Bewußtseins, der Sänger der Religion, der Tugend, der Vaterlandsliebe zu sein, daher väterlich, feierlich mit dem Plan beschäftigt, die jüngeren poetischen Kräfte um sich zu schaaren und ihre literarische Thätigkeit durch jene Ideale zu adeln, durch Gemeinsamkeit zu stärken; dieser ein feuriger Jüngling, bald übermüthig aufblitzend, bald melancholisch träumend, bis jetzt ziemlicher Verächter der conventionellen Formen, der Sänger der Natur und der „gesunden Sinnlichkeit", sich fühlend in seinen ersten Erfolgen und sich noch Großes versprechend für die Zukunft. Beide theilten in Etwas die allgemein herrschende Empfindsamkeit, eine vage Begeisterung für Natur und Freiheit, die Ahnung einer bessern Zukunft; aber gerade über die höchsten Ziele, Religion und Tugend, gingen ihre Anschauungen so ganz auseinander, daß eine gegenseitige Harmonie nicht möglich war. Der Eine suchte sein Glück und seine Poesie im Jenseits und der religiösen Weihe des irdischen Lebens, der Andere ganz im Diesseits und in der möglichsten Lostrennung von den Ideen und Forderungen des Christenthums. Der Besuch verlief in unbedeutenden Gesprächen, hauptsächlich über das Schrittschuhlaufen, für das beide Dichter, der „seraphische" und der epikureische, jugendlich schwärmten. Göthe begleitete Klopstock nach Darmstadt und dichtete auf dem Rückweg (10. Oct.) im Postwagen seine Ode: „An Schwager Kronos".

Wichtiger für Göthe's weitere Schicksale, als Klopstocks Besuch, war ein anderer, der ihm am 11. December Abends zu Theil wurde. Es war dieß Karl Ludwig von Knebel, seit einigen Monaten Erzieher des jüngeren Prinzen Constantin von Sachsen-Weimar-Eisenach. Er begleitete eben die beiden noch minorennen Prinzen Karl August und Constantin auf ihrer Reise zum Großherzog nach Baden, und benützte eine freie

winterliche Abendstunde, um den Dichter des Götz, Clavigo und Werther kennen zu lernen. Dieser kam ihm gleich als der „beste" und „liebenswürdigste aller Menschen" vor, und Knebel konnte nicht umhin, ein solches Juwel auch den beiden Prinzen vorzustellen. Auf die Prinzen (von denen der ältere 17 Jahre alt war) machte Göthe ebenfalls den günstigsten Eindruck, Karl August lud ihn nach Mainz ein, wohin die Gesellschaft unter Leitung des Grafen Görz weiter reiste, während Knebel in Frankfurt blieb, um den besten aller Menschen noch mehr zu genießen. Am folgenden Tag reisten sie dann zusammen den Prinzen nach, verweilten mit diesen zwei Tage zu Mainz — im Gasthof zu den „drei Kronen" — und gingen mit ihnen in die Komödie. Die Scheu, welche Göthe anfänglich vor den Sternen und Kreuzen empfunden, schwand schnell, da er „dadrein so mit ganz offenem Herzen herumgewebt". Er hielt die hohe Connexion mit beiden Händen fest, empfahl sich den Prinzen nachher durch Knebel auch schriftlich und wünschte zu wissen, ob auch Graf Görz, der Erzieher der beiden Prinzen, etwas für ihn fühle [1].

Durch Knebel kam um diese Zeit eine vollständige Aussöhnung zwischen Hercules-Göthe und dem mit der Keule bearbeiteten Wieland zu Stande; Göthe schrieb an diesen und der Brief ward zuvorkommendst erwiedert. Auch mit dem ältern der beiden Jacobi, Johann Georg, welcher die „Iris" herausgab, hatte er sich Anfangs December ausgesöhnt. Doch war ihm dieß Einlenken von der bisherigen burschikosen Ungebundenheit und Rücksichtslosigkeit auf den Pfad der conventionellen Höflichkeit noch nicht recht nach dem Herzen. „Das ist ein Verfluchtes," schrieb er an Frau La Roche, „daß ich anfange, mich mit niemand mehr mißzuverstehn."

Während des Winters, der ziemlich früh Eis brachte (schon am 10. Nov.), tummelte er sich übrigens wie ein lustiger Student auf dem Eise herum, amüsirte sich in einem Kreise von Freunden und Bekannten, in welchem Boccaccio's schmutzigste Geschichten für anmuthig heiter galten, mit Knittelversen, Märchen und Schachspiel, und

„Den Abend drauf, nach Schrittschuhfahrt,
Mit Jungfräulein von edler Art,
Staatskirschentort, gemeinem Bier,
Den Abend zugebracht allhier
Und Äugelein und Lichter Glanz,
Ram, Sitha, Hannemann und sein Schwanz." [2]

---

[1] Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. Leipzig 1851. S. 4—6.
[2] Düntzer, Frauenbilder. S. 251.

Über seine Beschäftigung schrieb er im Spätherbst an Merck: „Zu schicken hab' ich Dir nichts. Denn meine Arbeit hat bisher in Porträts im Großen und in kleinen Liebesliedern bestanden." Etwas später schickte er ihm das Gedicht „Prometheus" mit der Nachricht: „Ich habe seit drei Tagen an einer Zeichnung in dem mir möglichsten Fleiße gearbeitet und bin noch nicht fertig. Es ist gut, daß man einmal Alles thue, was man thun kann, um die Ehre zu haben, sich näher kennen zu lernen.... (Ich) ordne, lerne an den Romanzen und gehe so eben nach Offenbach, wenn was dran liegt."[1] Es ist stets das zerfahrene Leben eines Dilettanten, der sich keine Lebensaufgabe stellt, sondern sich bestens zu unterhalten sucht, mit Malerei und Poesie, Lectüre, Tändelei und Spiel, wie die Laune es eingab. Die einzige Einheit, die es lose genug zusammenhielt und etwas spannte, war ein neuer Liebesroman.

Das „Lotte, Lotte, Lotte und ohne Lotte nichts als Mangel, Trauer und Todt" hatte kaum ausgeklungen, als Göthe seine neue Bekanntschaft machte, dießmal kein einfaches, schlichtes Bürgermädchen, sondern eine reiche, vornehme, kokette Banquierstochter, sechzehn Jahre alt. Der Vater, Banquier Schönemann, war todt; die Mutter, eine geborne d'Orville, hielt großes Haus in Frankfurt, und vereinigte — was damals in der Stadt noch ungewöhnlich war — jeden Tag eine gewählte Gesellschaft in ihrem Salon. Elisabeth oder Lili, wie sie genannt wurde, trotz ihres Alters schon eine vollendete Putzdame, war die Königin dieser Gesellschaft. Zahlreiche Bewerber freiten um ihre Hand, während sie unter Spiel, Musik und geselliger Unterhaltung den würdigsten zu erkennen suchte. Bei einer solchen Abendunterhaltung lernte Göthe sie kennen und verliebte sich in sie. Auf den Wunsch der Mutter wiederholte er seinen Besuch in freien Tagesstunden, an welchen es bei seinem Dilettantenleben nicht fehlte. Bald wurde er ein gewöhnlicher Gast im Hause. Lili hatte noch etwas von dem kindlichen Wesen ihres Alters, aber dazu auch die „Vollkommenheiten" einer feinen Weltdame. So sehr Göthe diese vereinigten Eigenschaften bei seinen Einzelbesuchen anzogen, so schrecklich quälten sie ihn Abends in den Soiréen, wo ihre Freundlichkeit gegen Jedermann seine peinlichste Eifersucht erregte. Er klagte ihr seinen Jammer in kleinen Liedchen, von denen der Componist André in Offenbach das eine oder andere componirte; Lili sang sie zum Clavier. Aber ihre Koketterie gab die verschmitzte Salonskönigin darum nicht auf.

[1] Wagner, Briefe an Merck. S. 55. 56:

Sie wollte ihre Partie machen, ihre gute, gesicherte Partie und ließ darum den „armen Jungen“ zappeln — Monate lang, ja ungefähr ein Jahr. Göthe fühlte wohl vorübergehend das Unwürdige und Lächerliche seiner Lage und hat es selbst in einer Anwandlung von Galgenhumor in einem Gedichte gezeichnet, das „Lili's Park“ überschrieben ist; er vergleicht sie darin mit einer Menageriebesitzerin, die verschiedenen Freier mit ihren Thieren, sich selbst mit dem Bären, den sie gezähmt: „Zu ihren Füßen liegt das Thier,“ abwechselnd knurrt er gegen sie und läßt sich dann wieder von ihr streicheln. Oft wandelt es ihn auch an, sich loszureißen; aber er hat die Kraft nicht. Er war schon allzusehr daran gewöhnt, in elender Liebelei die Quintessenz, Weihe, Seligkeit und Poesie des Lebens zu suchen. Ungefähr ein Jahr seufzte der Titane, der so stolz den Göttern Opferspende und Gebetsweihrauch verweigerte, als Bär in Lili's Menagerie. Die ganze Tonleiter sentimentaler Liebesempfindelei ward — wie zuvor mit Friederike und Lotte — von vorne durchgespielt, mit allen Variationen, welche die veränderten Umstände boten, mit aller Leidenschaftlichkeit, deren eine so lebhafte Dichternatur, wie die seinige, fähig war. Es verlohnt nicht der Mühe, bei den einzelnen Thorheiten dieses Romans ausführlicher zu verweilen[1]; derselbe war von der allergewöhnlichsten Sorte — Er und Sie, Liebe und Eifersucht, Ärger und Versöhnung, Bälle und Concerte, Verlobung und Entzweiung, bis endlich beide der Sache müde werden, s i e eine vernünftige Heirath eingeht, e r neue Liebeshistorien anfängt.

Noch während der Lili-Roman in seinen Anfängen war, benützte Göthe die Begeisterung, welche „Werthers Leiden“ bei der gesammten Damenwelt, auch in den Klopstock'schen Kreisen wachgerufen, um eine sentimentale Correspondenz mit der jungen Gräfin Augusta zu Stolberg-Stolberg einzufädeln. Aus den im überschwenglichsten Wertherstil gehaltenen, tagebuchartigen Briefen[2], welche er im Laufe des Jahres 1775 von Zeit zu Zeit an sie richtete — meist wenn der Lili-Roman auf Sandbänke gerieth —, ist kaum zu ersehen, wie weit es ihm mit seinen Galanterien gegen die ihm persönlich unbekannte Dame ernst gemeint war. Neben dem Wunsch, auch in ihren Kreisen recht bekannt, gelobt, besprochen und gefeiert zu werden, klingt darin jedoch auch das Bestreben unverkennbar durch, eine persönliche Annäherung anzubahnen und die

---

[1] Göthe selbst, Düntzer und Scherr haben ihn mit vieler Andacht beschrieben, auch die Biographen verweilen liebevoll dabei.

[2] Göthe's Briefe an die Gräfin A. zu Stolberg. Leipzig 1839.

Tochter einer so angesehenen Familie, wenn möglich, in den Kreis seines Romanlebens hineinzuziehen. Während er sich bei Lili als einen „armen Jungen" darstellte, der, durch „unschuldige" Eifersucht gefoltert, das tiefste Mitleid verdiene, führte er sich der Gräfin Stolberg als einen jungen Mann vor, der, unschuldig wie ein Kind, sich aus der Qual einer unglücklichen Liebe zur edelsten Mannestugend emporzuringen suche, der sich berufen fühle, mit den „Edelsten" seiner Zeit zu leben, der, vom Schicksal verfolgt, nur durch sie aus dem Abgrund der Verzweiflung errettet werden könne. Dieß Flehen um Mitleid war nach beiden Seiten hin Komödie. Es war ihm recht wohl in seinem Abgrund der Verzweiflung. Er verarbeitete seine romanhaften Gefühle, Grillen und Einfälle mit großem Wohlbehagen zu Liebesliedchen, Singspielen und kleinen Dramen, und lebte neben Lili noch mit andern Mädchen in vertraulichem, ziemlich zweideutigem Verhältniß.

Eine kurze Unterbrechung erlitt der Lili-Roman, als im Mai 1775 die beiden Grafen Friedrich Leopold und Christian zu Stolberg mit dem Freiherrn Kurt von Haugwitz im Göthe'schen Hause erschienen und den Dichter einluden, mit ihnen in die Schweiz zu reisen. Den Plan zu einer Schweizerreise hatte er selbst schon lange gehegt, die Eltern waren einverstanden; so ermannte er sich, aus Lili's Menagerie auszubrechen. Die beiden jungen Dichter des Hainbundes genossen die Reise, wie nur eine kräftige, muntere Jugend das Reisen genießen kann[1]. Göthe trug den Hamen seiner Lili-Liebe überallhin mit, zupfte bei seiner Schwester in Emmendingen unter vielen Fraubasereien daran herum, konnte sich auch in der Schweiz nicht davon losmachen. Den Zürichsee zu seinen Füßen, klimperte er die merkwürdiger Weise noch immer bewunderten Verse:

„Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?"

Beim Anblick des Kirchenschatzes von Maria-Einsiedeln fiel ihm nichts Gescheidteres ein, als der Wunsch, eine für das Gnadenbild der Mutter Gottes bestimmte Krone seiner Lili aufzusetzen. Ein paar Tagreisen weiter, in Altdorf, fiel ihm plötzlich Frau Lotte Kestner, geborene Buff, ein, und er schrieb ein Briefchen — das letzte — an sie, in welchem nicht viel steht, als daß Tell hier seinem Knaben den Apfel vom Kopf

[1] Janssen, Stolberg. I. 31—59.

schoß und daß sie ihn (Göthe) doch noch ein bischen lieb haben möge [1]. Er hatte sich am Zürichsee von den Grafen Stolberg getrennt, und mit seinem Landsmann Passavant, der nach Italien wollte, der innern Schweiz und dem Gotthard zugewandt. Italien war längst das Land seiner Sehnsucht gewesen. Passavant lud ihn dringend ein, mit dahin zu ziehen, Geld bis Mailand hatten sie, Credit für die Weiterreise war leicht zu finden. Da mitten oben in der Herrlichkeit des Alpengebirgs, Italien vor sich, zog er an einem „goldenen Herzchen“, das ihm Lili einst um den Hals gehängt, und — kehrte um [2].

Über Fluelen, Küßnacht, Zug und Horgen traf er gegen Ende Juni wieder in Zürich ein, verlebte dort noch einige Tage mit den Grafen Stolberg bei Lavater und kehrte dann über Konstanz, Lindau, Ulm, Stuttgart und Straßburg nach Frankfurt zurück. In Straßburg traf er mit dem Arzte Zimmermann zusammen, der Silhouetten für das große physiognomische Werk Lavaters sammelte und colportirte. Unter den hundert Silhouetten, welche ihm Zimmermann vorlegte, befand sich auch die einer Weimarer Hofdame, Charlotte von Stein, für Göthe der nächste Anlaß zu einem neuen Liebesroman, ehe noch der laufende völlig ausgespielt war. Als nämlich Göthe nach Frankfurt zurückgekommen war, schien sich das Verhältniß zu Lili wieder nahezu zu einer Heirath anzulassen. Die Verwandtschaft war zwar beiderseits dagegen, Lili jedoch erklärte sich bereit, nöthigenfalls mit ihm nach Amerika auszuwandern. In Offenbach, wo Lili bei ihrem Onkel, dem reichen Fabrikanten d'Orville, wohnte, lebten sie während des August in größter Familiarität, amüsirten sich gemeinschaftlich bei dem Componisten André an dessen musikalischen Productionen, ritten miteinander aus, Göthe schrieb sogar in ihrem Zimmer Quasi-Liebesbriefe an Andere. Auch die alte Noth ging indeß wieder an, als Lili bald wieder — und Göthe ihr nach — in die Stadt zog.

„Ich bin wieder garstig gestrandet,“ schrieb er Ende August an seinen Freund Merck, „und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken: nur möcht ich wissen, ob du mir im Fall mit einigem Geld beistehen wolltest, nur zum ersten Stoß. — Allenfalls magst du meinem Vater beim künftigen Congreß klärlich beweisen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien schicken müsse; das heißt zu Ende dieses Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin, auf diesem Bassin herumzugondoliren, und auf die Frösch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen.“

---

[1] A. Kestner. S. 241.
[2] Ges. Werke. XVIII. 267 ff.

Als am 10. September sein Freund, der reformirte Prediger Ewald, in Offenbach Hochzeit hielt, lieferte er ein begeistertes Hochzeitslied, war mit Lili auf der Hochzeit, sah Mond und Welt „durch die glühendsten Thränen" der Liebe. Acht Tage später lautet sein Tagebuch:

„Offenbach. Sonntags, den 17. Nachts zehen. — Ist der Tag leiblich und stumpf herumgegangen, da ich aufstand war mirs gut, ich machte eine Scene an meinem Faust. Vergängelte ein paar Stunden. Verliebelte ein paar mit einem Mädgen ...., das ein seltsames Geschöpf ist. Aß in einer Gesellschafft ein Duzzend guter Jungens, so grad wie sie Gott erschaffen hat. Fuhr auf dem Wasser selbst auf und nieder, ich hab die Grille selbst fahren zu lernen. Spielte ein paar Stunden Pharao und verträumte ein paar mit guten Menschen. ..... Mir war's in alledem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürpft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Essbare, das ihr in Weg kommt und ihr innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer."

Montag, den 18., nach dieser echt modernen Sonntagsfeier und ihren Rattenqualen, seufzt er auf:

„Wird mein Herz endlich einmal in ergreifenden wahren Genuss und Leiden, die Seeligkeit die Menschen gegönnt ward, empfinden, und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskrafft und überspannten Sinnlichkeit Himmel auf und Höllen ab getrieben werden."

Nachdem er diesen schönen Wunsch auf's Papier gebracht, ging er aber wieder in die Stadt und lief, statt zu arbeiten, Lili nach, traf sie nach Tisch, dann in der Komödie — redete nicht mit ihr, hatte auch nichts mit ihr zu reden, schwärmte herum bis Nachts halb zwölf und warf noch ein paar Zeilen auf's Papier. Am Dienstag Morgen suchte er sich wieder zu fassen: „Ich lasse mich treiben und halte nur das Steuer, daß ich nicht strande. Doch bin ich gestrandet, ich kann von dem Mädgen (Lili) nicht ab — heut früh regt sich's wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen." Obwohl Lili nicht auf den Ball kommt, beschließt er einem andern „Geschöpfe zu lieb" in leichtem Domino auf den Ball zu gehen, wenn er noch einen kriege, läuft zwischen kleinen Geschäften und Müßigang nach „Dominos und Lappenwaare", besucht die Komödie, macht Abends acht Toilette zum Ball, bleibt da bis des andern Morgens sechs, tanzt aber bloß zwei Menuets, um einem Mädgen Gesellschaft zu halten, das einen Husten hatte. Dann schlief er bis Mittags ein Uhr, zog sich an, machte den Prinzen von Meiningen seine Aufwartung, ging in die Komödie und sagte Lili „sieben Worte" — damit war der Roman aus, obwohl er dann und wann später noch in

sentimentaler Weise daran wiederkäute. Woran das unerquickliche Verhältniß schließlich scheiterte, ist nicht ermittelt.

Göthe machte sich weiß, er habe durch die „große schwere Lecktion“ sehr gewonnen.

„Und doch,“ schreibt er, „wenn ich wieder so fühle, daß mitten in all dem Nichts sich doch wieder so viele Häute von meinem Herzen lösen, so die convulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Composition nachlassen, mein Blick heiter über Welt, mein Umgang mit den Menschen sicherer, fester, weiter wird, und doch mein innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit (!!!), der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold.“

Täuschung! Noch ein paar Athemzüge zuvor kam er sich als ein „Armer verirrter verlohrener —“ vor; und wenn man sein ganzes Treiben überschaut, kann man dieses Urtheil wohl nur unterschreiben. Seine Radotage über innere Läuterung aber erinnert unwillkürlich an seine eigenen Worte im Werther:

„Ich gestehe dir gern, daß diejenigen die Glücklichsten sind, die gleich den Kindern in den Tag hineinleben, ihre Puppen herumschleppen, aus- und anziehen, und mit großem Respect um die Schublade umher schleichen, wo Mama das Zuckerbrod hineingeschlossen hat, und wenn sie das Gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! — Das sind glückliche Geschöpfe. Auch denen ist's wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben, und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben.“

---

12. Titanenpoesie und Prosa.

1774—1775.

„Was ich treibe, ist (keinen Schuß Pulver?) werth, geschweige einen Federstrich."

Göthe an die Gebrüder Stolberg. Oct. 1775.

„Ich bin bis zehn Uhr im Bette liegen blieben, um einen Catharr auszubrüten, mehr aber um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zerflittert hatte."

Göthe an Lavater. 1775.

Shakspeare hatte Göthe auf den richtigen Weg geführt, um das für Deutschland zu werden, was Shakspeare für England war, ein großer, wahrhaft nationaler Dichter. Aber der wilde Sturmlauf gegen alle Kunstregeln zerstörte sogar die freiere Form, durch welche Götz ein abgerundetes Drama hätte werden mögen. Die Gewalt der modernen Aufklärung lenkte den Dichter von den lebendigen Springquellen, der poetischen Vergangenheit zurück in die Sandwüste prosaischer Gegenwart, und die schalen, sentimentalen Liebeshändel, in welchen er nun die Poesie suchte, kränkelten nicht nur seinen „Götz" an, sie machten ihn im „Werther" zum Patriarchen aller Liebes- und Weltschmerzpoesie und verdarben alle größeren Pläne, mit welchen er sich trug, soweit dieselben nicht schon von dem herrschenden Zeitgeist dictirt oder verdorben waren. Er wagte es nicht, über die Schwelle des Reformationszeitalters zurückzugreifen in das großartige Gebiet deutscher Geschichte. Wo nun die Helden suchen?

In Athen. Da hatte der große Schutzheilige aller uneigennützigen Philosophen und Biedermänner, der Menschenfreund Sokrates, den Giftbecher getrunken; doch der Mann war in der hausbackenen Ausgabe Mendelssohns für Göthe zu prosaisch — er blieb im Tintenfaß stecken.

Also nach Mekka und Medina! Denn auch Mahomet war einer der Lieblinge der Zeit, nicht als Patron oder Vorbild, aber doch als Typus der landläufigen Anschauungen, welche die Lehrer des Deismus über den Ursprung der positiven Religionen in Schwang gebracht hatten.

Das Christenthum wagte man noch nicht als tragischen Volksbetrug auf die Bühne zu bringen; an dem Propheten von Mekka aber ließ sich der ganze Humbug des christlichen Kirchen- und Priesterthums, wie die Aufgeklärten ihn sich vorstellten, sehr dramatisch entwickeln — die Läuterung des polytheistischen Gottesbegriffs zu einer reineren, monotheistischen Auffassung, die sofortige Beimischung positiver Religionsformen, welche die geläuterte Naturreligion wieder verderben, der damit gegebene Religionszwang, die Religionsverfolgung — und die Religionstyrannei mit den tragischen Conflicten, welche sie für den Frei- und Edeldenkenden herbeiführt. So hatte Voltaire den Mahomet auf die Bühne gebracht. Jedermann wußte, wen der ehrgeizige, heuchlerische Tyrann eigentlich vorstellen sollte, der, Glück und Gewissen der Einzelnen mit Füßen tretend, nach der Weltherrschaft ringt [1].

„Die Welt gehört Tyrannen. Lebe du!“ ruft die sterbende Palmyra. „Ecrasez l'infame!“ ist das Echo, welches das wohlberechnete Tendenzstück nothwendig im Leser oder Hörer hervorruft. Das Christenthum verdiente wirklich den Haß der ganzen Menschheit, wenn es das wäre, als was es Voltaire in seinem Mahomet hinstellt. Es ist bezeichnend, daß der „deutsche“ Göthe, noch während er am Götz arbeitete, sich an Voltaire's Mahomet zu einer Tragödie über denselben Gegenstand inspirirte. Allein Göthe hatte nicht den infernalen Gotteshaß der französischen Apostaten; er hatte nur die flaue Abneigung eines abgestandenen Protestanten gegen alles positive Dogma und alle religiöse Autorität. In dem Plane, welchen er in Dichtung und Wahrheit mittheilt, wird der Charakter Mahomets bedeutend gemildert, indem er seinen welthistorischen Religionsbetrug auf frommen Selbstbetrug und diesen selbst auf ein an sich edles, schönes Streben zurückführt. Aufschauend zur nächtlichen Pracht des gestirnten Himmels, betet Mahomet, der Beduinenhäuptling, erst alle Sterne als Götter an, dann ausschließlich den Jupiter (Gad) als den schönsten, dann den Mond, dann die aufgehende Sonne, endlich Gott den Einzigen, Ewigen, Unsichtbaren, der Sonne und Mond und Sterne gemacht hat. Friedlich gewinnt er seine Frau und Ali für den neuen (monotheistischen) Glauben; indem er ihn jedoch weiter über sein Volk zu verbreiten sucht, wird sein lauteres Bestreben

[1] Voltaire hatte ihn bereits dramatisch gefeiert. „Votre Majesté,“ schrieb Voltaire an Friedrich II., „sait quel esprit m'animait en composant cet ouvrage: l'amour du genre humain et l'horreur du fanatisme.“

von Leidenschaft, Haß, irdischer Eitelkeit und Herrschsucht verdüstert. Der religiöse Eroberungskampf führt den Propheten in alle Wirrsale irdischer Politik; er stirbt, vergiftet, als Opfer der eigenen Grausamkeit, nachdem er noch Zeit gehabt, seine Lehre und sein Reich zur ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Eine schon weit poetischere Auffassung als diejenige Voltaire's! Ganz abweichend von diesem suchte Göthe den Mahomet im Naturleben morgenländischer Beduinenstämme auf, rang nach concreter, historischer Gestaltung, übersetzte Stellen aus dem lateinischen Koran des Maracci, warf einige Strophen zu Papier, die in einfacher Erhabenheit und Wahrheit mehr den Geist der Bibel als den des Koran athmen. Aber nachdem der betende Mahomet zu einem aufrichtigen Gottesverehrer, zu einem edeln, monotheistischen Propheten geworden, stimmte die von Voltaire herübergenommene Verwicklung nicht mehr; an ihrem innern Widerspruch versiegte die gestaltende Kraft und die nach dem Schönen ringende Begeisterung. Außer ein paar Fragmenten, welche ahnen lassen, welchen Zauber der Poesie Göthe der religiösen Wahrheit hätte abgewinnen können, kam nichts zu Stande.

Auch ein anderes Steckenpferd Voltaire's versuchte der reichbegabte Dichter statt des Pegasus zu reiten. Cäsar und Brutus! Doch altrömisches Metall lag bei aller Vielseitigkeit nicht in seinem unter Frauen gebildeten weichen, mehr hellenischen Geiste. Es besser zu machen als Shakspeare, war schwer. Nach einigen poetischen Träumen verzog sich das rächende Schattenbild von Philippi vor Lottens Silhouette. Von Cäsar liegt nicht einmal ein bedeutendes Fragment vor.

Eines zeigen aber diese Pläne und Versuche: der junge Dichter wollte das Größte und Gewaltigste auf Erden und im Himmel für seine Dramen erobern. Als die irdischen Themata mißlangen, zog er in den Himmel — nicht in den christlichen: der war ihm durch Klopstock und die Seraphischen verdrießlich geworden, sondern Voltaire nach in den griechischen Olymp, um die Titanen herabzuholen.

Prometheus — eine der erhabensten Sagen des klassischen Alterthums, Keime der ältesten menschlichen Überlieferungen in sich bergend, ein großartiger Ausdruck für die unausfüllbare Kluft zwischen Geschöpf und Schöpfer, für die Vermessenheit menschlicher Rebellion wider die Gottheit, für das Walten ewiger Gerechtigkeit, für die Möglichkeit und Ahnung einer stellvertretenden Sühne. Hesiod hatte die Mythe in gewaltigen Zügen ausgeführt, Äschylos sie zum majestätischen furchtbaren Drama gestaltet. Von der christlichen Offenbarung beleuchtet, bot sie

dem Dichter Grundlinien der ergreifendsten tiefsten Tragik, Stoff zu einem neuen Weltgedicht. Doch Voltaire hatte den grandiosen Stoff schon für das 18., für sein Jahrhundert zubereitet, die ewige Gerechtigkeit und die unantastbare Majestät der Gottheit hinweggeräumt, Zeus zum eifersüchtigen Liebhaber und Tyrannen, Prometheus zum mißhandelten Künstler, Pandora zur göttlichen Ballettänzerin gemacht, und den ganzen Götter- und Titanenkampf karnevalistisch im palais d'amour beschlossen. Da spotten die Beiden aller göttlichen Strafgerichte und singen vergnügt zusammen:

„Le ciel en vain sur nous rassemble
Les maux, la crainte et l'horreur de mourir.
Nous souffrirons ensemble
Et ce n'est point souffrir.“

Das stimmte zwar zu Göthe's Religion; aber für die Dichtung war es ihm doch etwas zu sehr à la mode. Um so mehr sagte ihm das andere Element zu, das Voltaire als Handlanger des Zeitgeistes in der antiken Sage hervorgekehrt, — der Stolz, die Selbstgenügsamkeit, der Gotteshaß, die Rebellion der Titanen:

„O Jupiter! o fureurs inhumaines!
Éternel persécuteur
De l'infortuné créateur,
Tu sentiras toutes mes peines.
Je braverai ton pouvoir:
Ta foudre épouvantable
Sera moins redoutable
Que mon amour au désespoir.“

Dieses Rodomontiren des künstlerischen Genius war all den Helden der Genieperiode sympathisch. Jede göttliche und menschliche Autorität forderten sie zum Kampfe heraus. Sie waren Genies, Niemanden zur Rechenschaft verpflichtet, die Herolde der Natur, die durch sie nach langem Zwange wieder zum Rechte kommen sollte. Dieser Ton klang voll im Herzen Göthe's wieder. Den Reim und alle Schwächen des französischen Declamators von sich werfend, sang er ihn voll und mächtig wieder, in kräftigem, an antikem Muster gebildeten Deutsch, in der gewaltigsten Sprache, die er bis jetzt gesprochen. Voltaire's grinsendes entêtement wird bei Göthe gigantischer Trotz, Voltaire ist ein rebellischer Tanzmeister, Göthe ein leibhaftiger Titane. Aber der Geist, in dem die wenigen glühenden Scenen hingeworfen, ist im Wesen derselbe; es sind nur Varia-

tionen über dasselbe Thema — der Absagebrief des Genius an Gott, wie er erschütternd sich in den letzten Versen zusammenfaßt:

„Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen!
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!"

Minerva sollte nun eine Vermittlung einleiten; aber Minerva kam nicht. Nachdem Göthe seinem Titanengrimm Luft gemacht, war die poetische Begeisterung fort; für das ewige göttliche Recht, für die Gottheit fühlte er keine. Das Stück blieb Torso.

Aus dem Chor der himmelstürmenden Titanen stieg Göthe wieder auf die Erde nieder und stieß auf der Suche nach poetischen Stoffen auf den Ewigen Juden. Abermal ein tüchtiger Sagenstoff mit bedeutsamem religiösem Hintergrunde. Er wurzelte in alter, volksthümlicher Legende, er bot der schöpferischen Phantasie freien Spielraum, sei es zu einem epischen, sei es zu einem dramatischen Gedicht; es eröffnete sich von selbst der Ausblick in die gewaltigsten Fragen, welche von jeher die Menschen bewegten. Doch Göthe fehlte vollkommen jener tiefe christliche Glaube, welcher der merkwürdigen Legende zu Grunde lag. Der Christus, dessen Werk er am Faden derselben zu schildern gedachte, war nicht der Gottessohn, den Propheten und Evangelisten bezeugen, sondern der menschenfreundlich-revolutionäre Menschensohn, den sich die Deisten des 18. Jahrhunderts zurechtgedichtet. Er versuchte zwar (nach dem in Dichtung und Wahrheit mitgetheilten Plan) sich in die christliche Auffassung hineinzudenken, und Christus in Ahasver eine zwar derb volksthümliche, aber nicht die Passionsgeschichte in's Lächerliche ziehende Persönlichkeit gegenüberzustellen, eine Personification des rein natürlichen, sinnlichen Geistes, der nichts von dem großen Werke Gottes versteht, Christus von seinem apostolischen Leben abmahnt, in seinen Leiden nur eine verdiente Strafe für sein revolutionäres Gebahren sieht und ihn auf dem Weg zur Schädelstätte darum mit Vorwürfen überhäuft.

„Christus antwortet ihm nicht, aber im Augenblicke bedeckt die liebende Veronica des Heilands Gesicht mit dem Tuche, und da sie es wegnimmt und in die Höhe hält, erblickt Ahasverus darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, sondern eines herrlich Verklärten und himmlisches Leben Ausstrahlenden. Geblendet von dieser Erscheinung wendet er die Augen weg und vernimmt die Worte: ‚Du wandelst auf Er-

den, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickst.' Der Betroffene kommt erst einige Zeit hernach zu sich selbst zurück, findet, da Alles zum Gerichtsplatz sich gedrängt hat, die Straßen Jerusalems öde; Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort und er beginnt seine Wanderung."

Ein herrlicher Zug, welcher andeutet, welche Fülle von Poesie der Geist Göthe's dem Stoffe hätte abgewinnen können, wenn er wirklich an die Gottheit des Gekreuzigten geglaubt hätte. Als er jedoch an die Ausführung schritt, kam weiter nichts als eine Reihe burschikoser Knittelverse zu Stande, die an Zotenhaftigkeit seine ungewaschensten Farcen noch hinter sich zurücklassen. Als Probe nur der Anfang jener Scene, in welcher Gott Vater den ewigen Sohn herbeiruft, um ihn ein zweites Mal auf die Erde zu senden:

„Der Vater saß auf seinem Thron,
Da rief er seinen lieben Sohn,
Mußt' zwei- bis dreimal schreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Gestolpert über Sterne her
Und fragt, was zu befehlen?"

Zu solcher Kneippoesie stieg das größte Genie der Genieperiode herunter, als er versuchte, die merkwürdige, tiefsinnige, mittelalterliche Legende im wilden Phantasierausch einer schlaflosen Nacht — wie er Jahrzehnte später sagte — „episch zu behandeln". Im Eingang des Gedichtes selbst dagegen gesteht er:

„Um Mitternacht wohl fang' ich an,
Spring aus dem Bette wie ein Toller;
Nie war mein Busen seelenvoller,
Zu singen den gereisten Mann."

Zum Glück für seinen Namen hielt der tolle Phantasierausch nicht an. Das elende Gemächte ist, wie der ursprüngliche Plan, ein bloßes Bruchstück geblieben.

So scheiterten die reichsten, gestaltungsfähigsten Stoffe an der religiösen Zerfahrenheit und der sittlichen Grundsatzlosigkeit des sonst so begabten Dichters. Immer und immer wieder leitete ihn sein poetischer Genius auf Religion und Christenthum als die unerschöpflichsten Quellen wahrer Poesie; immer und immer wieder rissen ihn der schale Zeitgeist und seine eigene Irreligiosität davon zurück und zerstörten seine Pläne, so daß nichts Ganzes herauskam — nur Träume und Bruchstücke. Diesem Loose entging auch nicht der einzige Stoff, den er unter den Projecten dieser aufgeregten Zeit festhielt — der „Faust".

Gleich der Prometheussage reichte auch die Faustsage in die tiefsten Tiefen des menschlichen Geisteslebens hinein; sie war, obwohl in den Volksbüchern und im Puppentheater drollig, fastnachtsmäßig aufgeputzt, doch in ihrem Kerne ein Zeuge für den religiösen Ernst des deutschen Volkes. Sie zeichnete denselben titanischen Menschenstolz, den die griechische Sage im Prometheus verkörpert hatte, nur von einer andern Seite — nicht als den Stolz des schöpferischen, erfindenden Menschengeistes, sondern als jenen Wissensstolz der Menschheit, der Natur und die Gottheit durchschauen, durch Wissen Gott gleich sein will. Das war die große Versuchung, die schon im Paradies an den Menschen herangetreten: Eritis sicut dii, scientes bonum et malum. Sie wiederholte sich in der Geschichte aller Apostasien und Häresien. Der gesunde christlich-deutsche Volksgeist erkannte sie schnell, als im Zeitalter der Renaissance und der Reformation jener dämonische Trieb, mehr zu wissen, als Gott dem Menschen bestimmt hat, in häretischem Treiben, revolutionären Philosophien, magischen Künsten, Unglauben und Aberglauben unheimlich zu Tage trat. Anschließend an frühere Legenden, verkörperte er das gegen Gott rebellirende Genie in Doctor Faustus, der, von allem menschlichen Wissen unbefriedigt, sich dem Teufel verschreibt, durch magische Kunst zu allen Genüssen des Lebens gelangt und endlich nach dem Saus und Braus der tollen Weltfahrt von dem Teufel geholt wird.

Göthe kannte die Sage schon von früher Jugend her aus den Volksbüchern, sie verschmolz mit seinen gemüthlichsten Jugenderinnerungen. In Straßburg, in Wetzlar beschäftigte er sich wieder damit, suchte sie dramatisch zu gestalten, besprach sich mit seinen Freunden darüber. Den ersten Monolog des Faust im Puppentheater hatte er selbst durchlebt, der Schulweisheit aller vier Facultäten aufgekündigt. Wie Faust hatte er sich dem Aberglauben, der Magie und Alchymie zugewandt, mit dem Windöfelein der Klettenberg den succum silicis bereitet. Wie Faust fühlte er seinen stolzen Wissensdrang von Nichts befriedigt, dichtete, sprach, träumte beständig von der „Natur", wollte ihr Geheimniß ergründen. Das Selbsterlebte gestaltete sich in seiner Phantasie ohne Mühe zu ein paar Scenen voll lebendiger Kraft und hoher Formschönheit. Den verschwommenen Pantheismus, mit dem er sich bis jetzt das Räthel der Natur beantwortet hatte, verkörperte er in dem phantastischen Erdgeist, den der wissensdurstige Faust zuerst beschwört:

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,

Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Ironisch setzte er diesem, ihm allerdings selbst noch ungenügenden Resultat seiner Geisterbeschwörung die pedantische Beschränktheit des landläufigen Schulwissens entgegen, das sich in dem Bekenntniß Wagners abschließt:

„Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich Alles wissen."

Doch hier stockte das erste Fragment. Faust kam nicht zum Pact mit dem Teufel. Was ist auch ein pantheistischer Teufel? Was ist die ganze Faustsage im pantheistischen Sinne gedacht? Wenn Gott in der Natur aufgeht, wo ist dann ein Platz für die Hölle? Und wenn es keine Hölle gibt, was ist dann der Teufel? und welchen Sinn hat es dann, wenn Faust sich ihm für die Ewigkeit verschreibt, um hienieden im höchsten Genuß zu schwelgen?

Ohne sich selbst mit diesen Fragen abzufinden, nahm Göthe in einem zweiten Fragment den Mephistopheles der Volkssage in seine Dichtung hinüber, hielt in seiner Person über die Schulgelehrsamkeit seiner Zeit satirisches Gericht und leitete durch ihn — ohne diabolisches Pact — das dritte und bedeutendste der Fragmente ein: die sogen. Gretchentragödie [1]. Anstatt Faust durch Hingebung an dämonische Macht zum Genuß aller Schätze und Herrlichkeiten der Welt gelangen zu lassen, theilt er ihm bloß die Rolle eines genußsüchtigen Verführers zu, welcher, des unbefriedigten Strebens und Ringens nach Wahrheit überdrüssig, seine Befriedigung in tollem, wildem Lebensgenusse sucht. Mephistopheles steht ihm dabei als willkommener Begleiter und Helfer zur Seite, fühlt aber selbst, daß seine Mitwirkung eigentlich überflüssig ist:

[1] Wir reden hier nicht von dem ganzen Faust, wie er jetzt vorliegt, sondern von den Fragmenten, die bis 1775 zu Stande kamen. Diese enthalten I. Fausts ersten Monolog. Die Scene mit dem Erdgeist. Das Gespräch mit dem Famulus. II. Das Ende der zweiten Unterredung Fausts mit Mephistopheles von der Stelle an „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist 2c.", den Monolog des Mephistopheles „Verachte nur 2c.", das Gespräch mit dem Schüler, die Vorbereitung zur Weltfahrt. III. Die Gretchentragödie bis zur Scene im Dom inclusive (mit Ausschluß der Valentinsscene). Vgl. W. Scherer, Aus Göthe's Frühzeit. S. 94 ff. Kuno Fischer, Göthe's Faust. Deutsche Rundschau 1877. Bd. XIII. 92.

„Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde geh'n!"

Sobald Göthe aus dem philosophischen, dunkeln Hintergrunde der Sage heraus zu der concreten, höchst einfachen Liebesgeschichte gelangt war, sprudelte die Ader wieder. Das Bild der Verführung — von dem ersten lockenden Wort bis zu dem ergreifenden Moment, wo die Verführte bei den gewaltigen Klängen des Dies irae verzweifelnd unter dem Schuldbewußtsein ihres Doppelmords zusammenbricht — diese ganze Tragödie der Sünde ist mit einer psychologischen Wahrheit und Meisterschaft, einem Reichthum zugleich der poetischen Darstellung und einer klassischen Einfachheit ausgeführt, wie sie bis dahin wohl noch kein Dichter gestaltet hatte. Sie ist, wenn auch ihres Inhalts wegen keine Lectüre für Jedermann, der Form nach eine der vollendetsten Leistungen Göthe's, ein poetisches Meisterwerk. Und doch — trotz der gewaltigen Schöpferkraft, die sie verräth — blieb auch dieser Theil des Faust ein Fragment, sei es, daß seine verschwommene Weltanschauung ihn hinderte, die Sage poetisch weiterzugestalten, oder daß die Zerfahrenheit und Zerstreuung seines äußern Lebens ihm die nöthige Sammlung des Geistes entzog und seine Kraft in kleinlicher Liebeständelei erschlaffte. Noch wahrscheinlicher ist, daß alle drei Ursachen sich vereinigten, um den Fortschritt der Dichtung zu hemmen. Daß es bloß vorübergehend an günstiger Stimmung fehlte, ist kaum anzunehmen, da er selbst später diese Zeit als die günstigste, productivste seines ganzen Lebens bezeichnet hat: „Als Bestätigung meiner Selbständigkeit fand ich mein productives Talent, es verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick, in jeder Zeit konnte man von mir fordern, was man wollte, ich war stets bereit und fertig." Dieser Fülle von jugendlicher Kraft und Frische unerachtet, gedieh der Faust, während der Tändeleien des Lili-Romans, nur wenig voran, wie auch der um diese Zeit unternommene Egmont. Dann blieb der Faust liegen, im Ganzen zwanzig Jahre lang, zwei Scenen abgerechnet, welche in Italien hinzutraten, die „Hexenküche" und die Scene in „Wald und Höhle". Vielleicht wären die Bruchstücke Bruchstücke geblieben, wenn Schiller den Dichter nicht dazu angeregt hätte, sie künstlich zu verbinden und zum poetischen Ganzen zu gestalten. Der Titanengeist brachte auch einen so — gewaltigen Stoff wie den Faust nicht über einige Fragmente hinaus, allerdings großartige Fragmente, welche ahnen lassen, was aus dem gigantischen Sagenstoff hätte werden können, wenn Göthe seine Kraft zusammengehalten und die Faustsage mit der ganzen Poesiefülle seiner jungen

Jahre in jenem echt deutschen und christlichen Sinne weitergestaltet hätte, aus dem sie hervorging.

Die kleineren Arbeiten, an welche er seine Kraft verschwendete, bieten wenig Ersatz. Die Knittelverse, welche er an einem heitern Abend in Peter Reyniers Stammbuch schrieb, würden einen Dichter ersten Ranges nicht verrathen, fast ebenso wenig die Liebeslieder [1], die er Lili-Belinde widmete, und die Singspiele: „Erwin und Elmire“ [2] und „Claudine von Villa Bella“, die er unter dem Einfluß dieser Muse niederschrieb. So anmuthig auch die singbaren Verslein klingen mögen, sie gehen nirgends über den Gesichtskreis einer jungen Putzdame hinaus und gipfeln in dem echten Ballet-Tutti:

„Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Uns auf ewig zu verbinden!
Dieser Erde Glück zu finden,
Müsset ihr zu Paaren sein!“

Mehr Aufsehen im weiteren Publikum machte „Stella, ein Schauspiel für Liebende“, nicht als ob dieses Stück den Erwartungen entsprochen hätte, die man von dem Dichter des Götz und Werther hegte. „Mir ist sie,“ schrieb Freund Merck darüber, „nichts als Anlage von Situationen und gelungenen Situationen, wenigstens auf den Theaterbrettern, wo man durch den Schimmer des Détail nicht Zeit hat wahrzunehmen, daß das Grün des Hains Wasserfarbe und das Sonnenlicht Talg ist.“ Aber das Neue und Pikante war, daß Göthe in diesen „gelungenen“ Theater-Coups zur Abwechslung nicht eine Doppelliebschaft, sondern geradezu eine Doppelheirath, eine wirkliche Bigamie auf die Bühne brachte, und zwar mit der begeisterten, glühenden Sprache, welche die sogen. Genieperiode charakterisirt, mit einer Liebe und Überschwänglichkeit der Darstellung, welche das innigste Wohlgefallen an dieser neuen glücklichen Idee verräth. Man pflegt das Stück gewöhnlich mit der Geschichte des Grafen von Gleichen und seinen zwei Frauen in Verbindung zu bringen und damit zu entschuldigen. Während jedoch in dieser Fabel die Doppelehe wenigstens durch die äußeren Umstände eine Art von Milderung und Entschuldigung findet, motivirt Göthe die Doppelehe lediglich in jener

---

[1] Das werthvollste unter den Gedichten dieser Zeit ist der „Klaggesang von den edlen Frauen der Asan Aga“, welchen er einer französischen Bearbeitung der „Reisen des Abbate Giov. Batt. Fortis in Dalmazien“ entlehnte.

[2] „Erwin und Elmire ist eine dramatische Ausführung der gleichnamigen Ballade Goldsmiths im ‚Vicar of Wakefield‘.“

leichtfertigen Unbeständigkeit und niebefriedigten Sinnlichkeit, mit welcher er selbst gleichzeitig mehrere Liebesverhältnisse unterhielt, d. h. (wenn hier von Grundsätzen die Rede sein kann) mit dem Grundsatz der freien Liebe.

Fernando verläßt seine Frau Cäcilie und ihre gemeinschaftliche Tochter bloß aus dem Grunde, weil sie ihm zu sanft und still ist. Er flieht vor ihr wie ein Feigling, heimlich, schlechten Gewissens, ohne auch nur einen Vorwand zu suchen. Er heirathet die leidenschaftlichere Stella, weil sie seiner eigenen Leidenschaftlichkeit mehr zusagt. Cäcilie sucht den ungetreuen Gatten wieder auf. Ihre Treue und Stella's Reiz rufen nun erst recht den Conflict hervor, dem er durch schnöde Flucht entgehen wollte. Er schwankt eine Weile erbärmlich zwischen den Beiden — wie der Esel des Buridan zwischen den zwei Heubündeln — und entschließt sich endlich, mit Cäcilie zu entfliehen. Da erbarmt sich diese Stella's und bietet ihr an, sich mit ihr in Fernando's Besitz zu theilen. Indem er Beide umarmt, unter dem seligen Ausruf: „Mein, mein!" fällt der Vorhang.

„Ich hatte mir einen ganz andern Ausgang vorgestellt," bemerkte treffend der nüchterne Nicolai, der hier abermals die praktischen Folgerungen der Freigeisterei nicht ertragen konnte und scheu davor zurückwich, „nämlich, daß die beiden Weiber den Schurken Fernando, der sie ohne Ursache verlassen hat und gewiß nächstens wieder verlassen wird, Beide würden verabschiedet haben. Beim Grafen von Gleichen war die Sache ganz anders motivirt. Doch ob ich gleich verliebt gewesen bin und noch sein kann, so mag vielleicht ein Liebender ein ganz anderes Ding und das Ding nicht für mich geschrieben sein." [1]

In der That hatte Göthe auf diesem schlüpfrigen Gebiete umfassendere Studien angestellt, als Nicolai, Lessing und deren Freunde, und wenn er gerade um diese Zeit von seinen Arbeiten sagt, sie seien „immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens", so ist nicht zu zweifeln, daß ihm auch dieß Stück recht von Herzen gekommen, obgleich versichert wird, er habe dabei mehr aus Lebenserfahrungen Fritz Jacobi's als aus eigenen geschöpft.

„Mit der Annahme, daß Göthe ein wirkliches oder mögliches Verhältniß nur objectiv habe hinstellen wollen und der Sittlichkeit der Zuschauer das Urtheil darüber selbst überlassen", so erklärt auch der für Göthe sonst so begeisterte Gödecke, „reicht man hier nicht aus; weder die psychologische Motivirung berechtigt zu dieser Voraussetzung, noch die eigentliche Bedeutung der Lösung im Stück." Während er in seinen Briefen von Kindes-

---

[1] Wagner, Briefe an Merck. S. 79.

unschuld, reiner Liebe und stets fortschreitender sittlicher Läuterung redete, sank der Titan wirklich so weit herab, bei einem so schmutzigen Vorwurf wie „Stella" mit dem größten Wohlgefallen zu verweilen, ihn mit leidenschaftlicher Begeisterung auszuführen, ihn zur Lesung sogar jugendlichen Leserinnen zu empfehlen, wie seine Dichtungen denn überhaupt zu großem Theil auf die Schwächen und Neigungen des weiblichen Publikums berechnet waren. Nicht nur in der Stella, sondern auch in seinen andern Dichtungen trat er dem schamhaften Zartgefühl bald mit unziemlichen Andeutungen, Worten, Scherzen, bald mit Ausführung verfänglicher Situationen und Vorstellungen entgegen — er bekämpfte nicht bloß etwa die bloßen Schranken des geselligen Anstandes, sondern ebenso sehr diejenigen des sittlichen Schamgefühls und machte sich nichts daraus, das Studium des Nackten mit lüsternem Wohlbehagen auszumalen und dem allgemeinen Publikum als ein neues, wichtiges Element seiner fortgeschrittenen Bildung zu empfehlen. Das hohe Lied, das er um diese Zeit übersetzte, erschien seinem von der Leidenschaft berauschten Blick als die „herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat". Wie Luther einst dahin kam, das sinnliche Gelüste zu einer unbezähmbaren Naturkraft zu erklären, so verschmolz Göthe es mit seinen verworrenen Ideen von Genie, Natur, Freiheit, Liebe zu einer Art Götzenbild, dessen Cult kein Sterblicher sich zu entziehen vermag, dessen geborener Priester der Dichter, dessen Verherrlichung die höchste Poesie ist. Er sank — das ist vollkommen wahr — nie so tief herab, alles Ideale, gleich Voltaire, im Schmutze der niedrigsten Leidenschaft zu begraben, aber indem er diese poetisch zu verklären und in's Reich des Idealen zu erheben suchte, hat er nicht weniger verderblich gewirkt. Auch ihn traf bis zu einem gewissen Grade das Loos der prometheischen Geister, von denen der Apostel gesagt hat: Evanuerunt in cogitationibus suis et obscuratum est insipiens cor eorum. Propter quod tradidit illos Deus in desideria cordis eorum in immunditiam. Die menschliche Natur erwies sich auch an ihrem glühendsten Anbeter und begeistertsten Propheten als eine — gefallene, die höherer Vermittlung bedarf, um ihr hehres, göttliches Ziel zu erreichen.

Wenig verschlägt die Entschuldigung, die Viehoff in Bezug auf „Stella" vorbringt, „daß durch jene ganze Zeit ein Geist der Kritik und Opposition ging, dem selbst die allerehrwürdigsten und heiligsten gesellschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Institutionen nicht zu ehrwürdig und heilig waren, der sich gegen jede Schranke richtete, welche die indi-

viduellen menschlichen Gefühle einzuengen drohte"[1]. Denn es handelte sich hier um Gefühle, die das Naturgesetz selbst, eingegraben in das Menschenherz, mit unauslöschlicher Sanction verurtheilt. Sogar der in sittlichen Dingen nicht eben sehr ernste Merck vermochte der Moral, die in „Stella" vorgetragen wurde, keine Billigung abzugewinnen und bezeichnete sehr richtig den Leserkreis, in welchem das Stück am verderblichsten wirken mußte: „die jungen Frauenzimmer, die immer auf alles Überspannte so erpicht sind".

Das Stück blieb übrigens nicht Lesedrama. In der Stadt, welche Göthe scherzend „Sodom" nennt, wurde es ein beliebtes Bühnenstück. „Wenn Göthe noch in loco ist," schrieb der Lieutenant Warnsdorff in Potsdam am 26. Februar 1776 an Knebel[2], „so bitte ich ihm meine Empfehlung zu machen und ihm nebst meiner Ergebenheit zu versichern, daß sein zärtliches Drama Stella unaufhörlich in Berlin gespielt und bewundert wird, was auch der Hamburger Mann ohne Kopf darüber schreiben mag; der Orang-Utang in Berlin (Nicolai) hat nicht wieder gemuckst, seitdem er in der Thierwelt paradirt hat." So behandelte die moderne Cultur ihre eigenen Stammväter, wenn sie den Fortschritt nicht consequent bis zur Bigamie und drüber hinaus mitmachen wollten. Trotz des Entzückens aber, welches das zärtliche Drama in dem Potsdamer Lieutenant wachrief, fällt der englische Biograph Göthe's, Lewes, über dasselbe die gerechte Kritik: „Ein armseligeres Werk ist wohl nie von einem großen Dichter geschaffen worden."[3]

Noch geringfügiger als seine poetischen Leistungen in diesem unruhigen Jahr (Herbst 1774 bis Herbst 1775) waren seine prosaischen. Er hing, als Frucht der Schweizerreise, dem Werther ein paar „Briefe aus der Schweiz" an, die er unter Werthers Papieren gefunden zu haben fingirt — überspannte Freiheitstiraden, sentimentale Natur- und Selbstbespiegelungen und nach Lessings Wunsch „noch ein Kapitelchen zum Schluß, je cynischer, desto besser". In demselben Brausewasser-Stil

[1] Viehoff, Göthe's Leben. II. 265.

[2] P. R. Abeken, Göthe in den Jahren 1771 bis 1775. Hannover 1865. S. 361. Das Entzücken der Berliner theilte übrigens auch Herder: „Göthe schwimmt auf goldenen Wellen des Jahrhunderts zur Ewigkeit! Welch ein paradiesisches Stück seine Stella! Das Beste was er schrieb. Der Knote ist nicht auszuhalten, und wie gnüglich endet er Alles, daß sich die Engel Gottes freuen." Welch ein Urtheil des Oberhofpredigers über ein Stück, das die Bigamie verherrlicht!

[3] G. J. Lewes, Göthe's Leben und Werke. (Frese.) Stuttgart 1877. I. 316.

schrieb er im Juli 1775, in lächerlicher Weise die katholischen Stations-andachten nachahmend, seine „Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe“.

Außer diesen paar Blättern, die er in einem „Genie“-Rausche dahinwühlte, brachte das Jahr nichts unter seinem Namen. Dagegen arbeitete er viel für Lavaters „Physiognomische Fragmente“, deren ganzes Manuscript durch seine Hände an den Buchhändler Reich in Leipzig ging. Den wunderlichen, bald einfach treuherzigen, bald dunkel prophetischen Stil, in welchem Lavater seine Orakelsprüche über die Geschichte der Menschen abgab — mit seinen kurzen, abgerissenen Sätzen, seinen unvermittelten Gedankensprüngen, seinen empfindsamen Gedankenstrichen, seinen ahnungsreichen, viel- und doch wieder nichtssagenden Andeutungen und Exclamationen hatte sich Göthe nicht nur für seinen eigenen vertraulichen Briefwechsel theilweise angeeignet, sondern ahmte ihn auch in seinen physiognomischen Beiträgen so meisterlich nach daß es unmöglich geworden ist (da andere Anhaltspunkte fehlen), dieselben von Lavaters eigenen Skizzen zu unterscheiden. Für die Verbreitung seines Rufs war die Theilnahme an diesem sonderbaren Werke unzweifelhaft von großem Einfluß. Er erwarb sich dadurch eine bevorzugte Stelle im Herzen und Munde der eiteln Damen, welche den Propheten von Zürich dafür verehrten, daß er durch ihre Gesichter in ihren „schönen“ Seelen las und deren gewinnende Vorzüge der ganzen Welt verkündigte. Mit dem Namen Lavaters cursirte der seinige in der ganzen blasirten Modewelt. Silhouetten-Colporteurs, wie Zimmermann und andere Schöngeister, wanderten durch ganz Deutschland und verkündeten, sie hätten „bei Herrn Göthe gewohnt, einem der außerordentlichsten und gewaltigsten Genies, die je auf Erden erschienen sind“. Dazu entzückte sich alle Welt über seine Frauenfiguren: Götzens Elisabeth, die beiden Marien und vor Allem Lotte. Das gesammte Volk der Romanleserinnen und Theaterbesucherinnen fühlte aus seinen Werken heraus, daß dieses „Genie“ sich ganz und gar dem „Weiblichen“ verschrieben, und daß alle verborgenen Leiden, Seligkeiten und Überspanntheiten des weiblichen Gefühlslebens noch von keinem so liebevoll aufgefaßt, so sorgfältig mitgelebt, so künstlerisch geschildert worden. Wie zuvor Klopstocks Name, so lispelte sich jetzt sein „heiliger Name“ dankbar von Lippe zu Lippe. Mit der Karschin, der „deutschen Sappho“ in Berlin, wechselte er Briefe, bei Frau La Roche war er Hausfreund.

Aber auch bei den Männern wuchs Göthe's Ruf von Tag zu Tage. Herder betrachtete ihn als das bedeutendste der jüngeren Talente, wenn

er auch nicht in die allgemeine Trompete des Ruhmes stieß, Wieland war versöhnt und gehörte fortan zu Göthe's unbedingten Bewunderern, Fritz Jacobi schwärmte für ihn wie für einen Abgott, Georg Jacobi brachte Beiträge von ihm in der Iris, Lenz, Wagner, Klinger und andere junge „Genies“ nahmen ihn zu ihrem Vorbilde und ahmten ihn bis zur tollsten Überspanntheit nach, Klopstock huldigte ihm durch zwei Besuche, und fortan sahen auch die Dichter des Hainbundes mit Verehrung zu ihm auf; Sulzer endlich, den er in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen so derb mitgenommen, wallfahrtete zu ihm und schrieb in sein Reisejournal: „Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken, sowohl in politischen als gelehrten Angelegenheiten. Er besitzt bei wirklich scharfer Beurtheilungskraft eine feurige Einbildungskraft und sehr lebhafte Empfindsamkeit. Aber seine Urtheile über Menschen, Sitten, Politik, Geschmack sind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterstützt. Im Umgang fand ich ihn angenehm und liebenswürdig.“

Der einzige bedeutende Schriftsteller, der sich schweigend — wie eine grollende Gewitterwolke — der olympischen Feier des ersten Göthe-Cultus ferne hielt, war Lessing, der Wolfenbüttler Bibliothekar, Deutschlands erster Kritiker, der in zwanzig Jahren der vielseitigsten literarischen Thätigkeit nicht so viel Ruhmesglanz erobert hatte, als der junge Frankfurter Advokat in drei Jahren mit seinem Götz, seinem Werther und dem noch unvollendeten Faust. Der Einzige, der Göthe kritisirend und tadelnd entgegenzutreten wagte, war Lessings Freund, der spießbürgerliche, beschränkte Aufklärer Nicolai, der durch das glänzende, sittengefährliche Meteor seine ganze gemäßigte Aufklärung überstrahlt sah. Seine täppischen Angriffe trugen nur dazu bei, den Ruhm des Gefeierten noch weiter zu verbreiten.

Schon im Februar 1775 war Göthe von den durch Frankfurt reisenden minderjährigen Prinzen von Meiningen nebst seinem Freunde Riese zur Tafel gezogen worden und hatte einen sehr günstigen Eindruck auf sie gemacht. Der ältere, Karl August, sein Nachbar bei Tische, schrieb damals über ihn an seine Schwester, die Herzogin von Gotha: „Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, in der Natur Gottes, hat ganz seine eigenen Façons, sowie er überhaupt zu einer besonderen Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter.“

Am 20. September nach dem Ball, auf welchem er vergeblich Lili erwartet hatte, stellte sich Göthe, nachdem er bis über Mittag hinaus geschlafen hatte, zum zweiten Mal den Prinzen von Meiningen vor, welche am vorigen Tag von ihrer Schweizerreise in Frankfurt eingetroffen waren und hier ihre Mutter erwarteten. Diese traf am 21. ein, mit ihr die verwittwete Markgräfin von Baireuth und der jugendliche Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, der am 3. des Monats volljährig geworden und die Regierung angetreten hatte. In einem neuen Frack, den er sich in Lyon hatte sticken lassen, „grau mit blauer Bordüre“, und nachdem er zuvor die Thätigkeit zweier Friseure weit über eine Stunde in Anspruch genommen, stellte sich Göthe diesen sämmtlichen „Altessen“ vor und ward von ihnen zur Tafel gezogen. Bei dem jungen Herzog von Weimar reifte jetzt der Gedanke, einen so „erstaunlich lustigen und amüsanten“ Poeten an seinen Hof zu ziehen. Bereits am 8. October erwartete Göthe den jugendlichen Fürsten wieder, „der von Karlsruhe mit seiner neuen herrlichen Gemahlin Louise von Darmstadt kömmt. Ich geh' mit nach Weimar.“ Am 12. kam der Herzog richtig mit der Neuvermählten in Frankfurt an und reiste den folgenden Tag wieder weiter. Göthe sollte in einem Landauer Wagen mit dem Kammerherrn von Kalb, der bald von Straßburg hier eintreffen würde, ihnen nachreisen. Er packte, nahm Abschied von seinen Freunden, auch von Lili. Aber durch ein Mißverständniß kam der Wagen nicht zur erwarteten Frist. Göthe wartete und wartete, arbeitete, da er sich nach bereits gemachten Abschiedsbesuchen nicht wieder öffentlich zeigen mochte, zu Hause an Faust und Egmont, hielt Stubenarrest bis in die Nacht hinein, wo er dann seinen Spaziergang machte und vor Lili's Fenster seine abgethane Romanheldin zum *letzten* Mal ein von ihm verfaßtes Liebesliedchen klimpern hörte. Als nach siebzehn Tagen schmerzlichen, freiwillig-unfreiwilligen Stubenarrestes noch immer der erwartete Wagen nicht kam, beschloß er, ebenso verlegen als ärgerlich, am 30. October endlich, nach Italien zu reisen. In einem empfindsamen Stimmungsblatt nahm er nochmals von Lili Abschied und reiste dann nach Heidelberg. Hier klärte sich endlich das Mißverständniß auf. Alsbald eilte Göthe nun nach Frankfurt zurück und traf, nachdem er abermal von den Seinigen Abschied genommen, am 7. November in Weimar ein.

Schluß.

Mit dem Eintritt in Weimar schließt die erste Periode in Göthe's Leben — die Periode überschwenglicher Empfindsamkeit und stürmischer Gefühlsschwelgerei, die Periode der Geniewuth und des Titanismus — die Periode des ästhetischen Radicalismus, wie man sie vielleicht am bündigsten nennen könnte — die Sturm- und Drangperiode, wie sie gewöhnlich genannt wird. Sie muß den Eindruck eines glänzenden Jugendlebens machen, wenn man von der religiös-sittlichen Bestimmung des Lebens absieht und dasselbe nur nach Ehre, Genuß, ungezügelter Freiheit, literarischem Erfolg, rein natürlichen Anlagen, Leistungen und Vortheilen beurtheilt. Ein junger Mann von 26 Jahren bringt ohne die Mühen einer gelehrten Schulbildung, tändelnd, spielend, ohne anderes Ziel als geistreichen Lebensgenuß, unter heiteren Dilettanterien, geselligen Vergnügungen, leichtfertigen Romanabenteuern an die Spitze der deutschen Literatur, stellt Klopstock, Wieland, Lessing, Herder in den Schatten, wird als das größte Genie Deutschlands proclamirt und erobert sich mit einem regellosen Drama, dem „Götz", und einem kleinen Roman, dem „Werther", einen Ruf, der weit über Deutschlands Grenzen hinausgeht — einen Weltruf. Die Damen beten ihn an, die Gelehrten ehren ihn als Zunftgenossen, die Dichter wallfahrten zu ihm, Fürsten suchen ihn an ihren Hof zu ziehen. Die Sprache, die er schreibt, wird zur mustergiltigen, klassischen für ganz Deutschland. Die Dichtungen, die er verfaßt, sind nahezu die einzigen, welche das bunte Gewirr der Sturm- und Drangperiode überdauern und als klassische Denkmale derselben auch von der Nachwelt bewundert werden.

Auch abgesehen von diesem blendenden Erfolg, steht der junge Göthe als eine glänzende, gewinnende Erscheinung vor uns da, — ein deutscher Jüngling, den Gott mit den herrlichsten Geistesgaben ausgerüstet, dem die reichsten Quellen der Bildung sich ungesucht erschließen, dem das Glück beständig lächelt, der nach keiner Richtung hin mit widrigen Schicksalen zu ringen hat, dem alle Mittel in verschwenderischer Fülle in den Schooß

fallen, mit denen er eine bedeutende Stellung im Leben einnehmen, die höchsten Interessen der Menschheit wirksam fördern kann. Seine äußere Erscheinung selbst wirkt wie ein Zauber, der Alle an sich zieht, Neid und Abneigung verstummen läßt, Andersdenkende gewinnt, Beleidigte versöhnt, alle gesellschaftlichen Schranken durchbricht und ihn zum Liebling aller Welt macht. Ohne systematisches Studium erwirbt sich sein heller, durchdringender Verstand das ausgebreitetste encyklopädische Wissen, beherrscht die Durchschnittsbildung seiner Zeitgenossen mit selbständigem, oft treffendem Urtheil, imponirt den Ältern, gewinnt bei den Jüngern, vorab in literarisch-ästhetischen Fragen, ein maßgebendes Ansehen. Seine schöpferische Phantasie von seltener Fülle, sein jugendlich begeistertes Herz, sein feiner Sinn für alles Schöne, Harmonische, Poetische, seine Kraft der Empfindung und Gewandtheit der Sprache machen ihn zum geborenen Dichter, zu einem Schriftsteller ersten Ranges. Fähig, im Kleinsten und Gewöhnlichsten die Schönheit der Natur herauszuempfinden und dichterisch nachzuahmen, fühlt er sich von der gewaltigen Schwungkraft seines Geistes zu den höchsten, größten Problemen der Menschheit hingedrängt. Seine Liebe zur Poesie des Alten Testaments, zu Homer und Shakespeare beruht nicht auf angelernter Neigung, sondern auf innerer Verwandtschaft. Er hat wirklich das, wovon seine Kunstgenossen bloß reden — Genie.

Allein Genie ist noch keine Tugend, Erfolg kein Verdienst. Wenn wir auf den Gebrauch sehen, den Göthe von seinem Genie gemacht hat, auf die wirklichen Leistungen, welche derartige Erfolge hervorrufen, welche ungeheure Zeitvergeudung begegnet uns da, welche Tändelei, welche Zersplitterung der Kräfte!

„Götz von Berlichingen", das eine seiner Hauptwerke, ist nach Lessings Urtheil ein theatralisches Unwesen, nach Wieland ein bezauberndes Ungeheuer, nach dem allgemeinen Urtheil eine mißlungene dramatische Arbeit. Den „Werther", das zweite seiner Hauptwerke, mochte Göthe in späteren Jahren selbst nicht mehr durchlesen, um nicht noch einmal die quälende psychische Krankheit durchzuempfinden, aus der es hervorging. „Faust", das dritte Hauptwerk, blieb Fragment. Den „Clavigo" nannte Freund Merck mit gutem Grunde einen „Quark", und von der „Stella" urtheilt Lewes mit vollem Recht: „Ein armseligeres Werk ist nie von einem großen Dichter geschaffen worden." Alle bedeutenderen Entwürfe erstickten in Fragmenten. Was bleibt? — Ein paar Liebesgedichte, ein paar dramatische Liebeständeleien, ein paar Possen und Farcen. Was ist das für einen Genius, der wirklich mit Homer und Shakspeare verwandt war?

Und wenn wir nun — wozu der hohe Ruf des Dichters gewiß berechtigt — nach dem geistigen Gehalt seiner Dichtungen fragen? . . . Von einer wahren, klaren, tiefen, großartigen Auffassung des Menschenlebens keine Spur; über Gott und Welt die verworrensten Träumereien; die Leidenschaft wie eine Tugend verherrlicht, das christliche, selbst das natürliche Sittengesetz verachtet und verhöhnt! Der Dichter ist weder Katholik noch Protestant, weder Jude noch Heide, weder Pietist noch Atheist, weder Theologe noch Philosoph — ein in den Tag hinein tändelnder, träumender Gefühlsmensch, dem an der Wahrheit nichts gelegen ist, der in Himmel, Erde und Hölle nur nach Blumen sucht, um eine „Geliebte" damit zu schmücken; der Christenthum, Judenthum und Heidenthum nur dazu verwendet, um die Freuden und Qualen seiner sogenannten Liebe zu schildern. In wildem Prometheus-Trotz ballt er seine Faust gegen den Ewigen, der durch den Ruf des Gewissens sein Treiben straft; in weibischer Empfindsamkeit wirft er sich einer eiteln Putzdame zu Füßen; in studentischem Galgenhumor verspottet er sich dann als „Bär". Stoffe wie „Götz" und „Faust" verlaufen in romantischen Liebesgeschichten; Bibel und Homer, Shakspeare und gothische Dome, alles Große in Natur und Kunst erscheinen dem verliebten Träumer als Werke eines verliebten Genies. Wahre Poesie ist ihm undenkbar ohne die Aufregung eines Romans, ohne eine Geliebte. Die Religion ist ihm nichts mehr als ein weiblicher Gefühlsdusel: „Das liebe Ding, das Sie Gott heissen oder wie's heisst!"

Wie schal und hohl erscheint aber nicht eine solche liebeskranke Auffassung des Lebens und der Poesie, wenn man von ihren „schwankenden Gestalten" aufblickt zu den klar und fest gezeichneten Meisterwerken der Alten, zur Ilias und Odyssee, zu den Dramen des Äschylus und Sophokles, zu den wackern alten Heiden, denen die Sonne leuchtete und denen das Meer rauschte, denen alle Mächte der Natur die sinnigsten Mythen erzählten und denen das bunte Menschenleben hienieden voll Herrlichkeit und Poesie war, ohne daß sie dabei an die blau und weiß gestreifte Jacke einer Lotte oder an das goldene Herzchen einer Lili zu denken brauchten! Und wie traurig wandelt Werthers Schatten einher, wenn uns Dante und Milton die Geheimnisse der übernatürlichen Welt enthüllen! Was bringen die Faustfragmente wahrhaft Neues, Erhabenes, Weltumfassendes, was nicht der Parcival und die alte Faustsage selbst nicht schon männlicher, großartiger und ergreifender dargestellt hätten! Göthe's Poesie krankt an demselben tiefen Übel, an welchem sein Leben krankt

und an welchem seither auch ein großer Theil der deutschen Literatur krankt — an romanhafter Liebe, die, psychologisch analysirt, sich schließlich in eine nicht geringe Dosis von Sinnlichkeit auflöst. Durch Göthe ist so recht die Vorstellung allgemein und landläufig geworden, daß es ohne die sogenannte „Liebe" eigentlich keine Poesie, wenigstens keine „natürliche" Poesie geben könne — eine Vorstellung ebenso unwahr in sich, als unheilvoll in ihren Folgen.

Das ist es, was Göthe's Jugenddichtungen, mehr als alles Andere, zu einer gefährlichen Geistesnahrung für die Jugend macht. Der ungesunde Geist, dem sie entsprungen, hat seinen Hauch nicht bloß der „Stella" mitgetheilt. Auch seine übrigen Dichtungen tragen, mit wenigen Ausnahmen, dasselbe Gepräge. Was soll aus einer Jugend werden, die, vom verlockenden, berauschenden Odem dieser Poesie gefesselt, gleich Göthe die Poesie und Weihe des Lebens in der gefährlichsten aller Leidenschaften sucht? Was soll vollends aus einer Jugend werden, die, ohne seine großen Anlagen, ohne seine epikuräische Klugheit, ohne seine günstigen Lebensverhältnisse zu besitzen, sich ihn zum Muster und Ideal der Bildung nimmt[1], gleich ihm in frühen Jahren vom elterlichen Glauben abfällt, auf eine geregelte Schulbildung verzichtet, ohne Pietät für Gott und Eltern, in Dilettanterie und Genuß die jungen Jahre durchstürmt, ohne wissenschaftliche Schulung über alle Zweige des Wissens keck zu Gericht sitzt und aus dem Wirrwarr eines tollen Romanlebens scherzend auflacht: „Wir sind Spinozisten!"

Uns will eine solche „Bildung" nicht weniger bedenklich erscheinen, als die düstere Halbnacht, die Göthe aus Holbachs Natursystem entgegenstarrte. Bietet Spinoza etwas Besseres? Bietet Göthe's verschwommener Pantheismus denn mehr, als ein poetisches Kleid zu Spinoza's starrer Weltmaschine, als eine glänzende Fata morgana, welche dem wissensdurstigen Wanderer auf der öden, mechanischen Fläche des Alls ein trügerisches Gaukelbild vorzaubert?

---

[1] Seltsam ist es, daß man liberalerseits Göthe wie das höchste Menschen- und Dichterideal feiert und ihn doch nicht als Muster zur Nachahmung aufzustellen wagt. „Göthe," so hieß es in einer Kritik der Augsb. Allgem. am 11. November 1877, „war gewiß ein sittlicher Mensch, so gut wie einer; aber wird ihn Jemand als Muster und Vorbild der Sittlichkeit aufstellen? Gewiß nie. Denn sein ganzes Leben ist wie ein großartiger Naturproceß, den man erklären, darlegen, bewundern, aber nicht nachahmen, daher auch nicht zur Nachahmung aufstellen kann." Ist der „großartige Naturproceß" in seinen Einzelphasen wirklich so unnachahmlich?

Den Ausweg aus dem Labyrinthe jener traurigen Halbnacht hatte Herder dem jugendlichen Dichter angedeutet, als er ihn auf die Bibel, auf Homer, Shakespeare und das deutsche Volkslied hinwies — d. h. auf eine christliche Weltanschauung, welche Leben und Kunst auf die ewigen Ziele der Menschheit hinlenkte, beide mit der Gemüthstiefe des deutschen Volkes erfaßte, beide mit der Geschichte und unterbrochenen Überlieferung des deutschen Volksgeistes wieder in Verbindung setzte, beide mit den Schätzen antiker Geistesbildung bereicherte und durch die glückliche Vereinigung des christlichen, deutschen und altklassischen Elements das deutsche Volk von der oberflächlichen Revolutionscultur des 18. Jahrhunderts errettete. Göthe hat, wie Herder selbst, diesen Ausweg verfehlt, indem er die tieferen Grundlagen aller christlichen Bildung von sich stieß, sich ein Blumenchristenthum zu eigenem Privatgebrauch herrichtete, deutsche Sage und Geschichte nur oberflächlich streifte, die deutsch-christliche Wissenschaft herzlich verachtete, von der klassischen Bildung nicht nur die schöne Form, sondern auch die heidnische Geistesrichtung an sich zog und sie mit jener Cultur verband, die durch Voltaire und Rousseau das deutsche Geistesleben beherrschte. Eine neue deutsche Bildung hat er nicht geschaffen; er hat bloß der französischen Revolutionscultur zu einem glänzenden, deutschen Gewande verholfen.

Im Anschluß an die „Stimmen“ erscheinen in der Unterzeichneten die

Ergänzungshefte

zu den

„Stimmen aus Maria-Laach“.

Im Laufe der Zeit sah sich die Redaktion der „Stimmen aus Maria-Laach“ manchmal genöthigt, einzelne Stoffe, deren Behandlung ihr höchst wichtig schien, unberücksichtigt zu lassen, weil dieselben entweder wegen ihres mehr oder weniger fachwissenschaftlichen Charakters nur für einen engeren Leserkreis sich eigneten, oder aber einer ausführlicheren Darstellung im Zusammenhange bedurften, als der hier zugemessene Raum ihnen zuzuwenden gestattete. Die „Ergänzungshefte der Stimmen aus Maria-Laach“ werden von nun an jene bisher bei Seite gelassenen Fragen behandeln, die ein weniger allgemeines Interesse beanspruchen oder eine mehr wissenschaftliche und ausführliche Besprechung verlangen.

Jährlich erscheinen etwa 4—6 Hefte von durchschnittlich 8 Bogen in unbestimmten Zwischenräumen. Vier Hefte bilden einen Band; jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich.

Inhalt der bis jetzt erschienenen Hefte:

1. **Pesch, T., die moderne Wissenschaft** betrachtet in ihrer Grundfeste. Philosophische Darlegung für weitere Kreise. gr. 8°. (IV u. 108 S.) *M.* 1.40.
2. **Baumgartner, A., Lessings religiöser Entwicklungsgang.** Ein Beitrag zur Geschichte des „modernen Gedankens“. gr. 8°. (IV u. 168 S.) *M.* 2.
3. **Pesch, T., die Haltlosigkeit der „modernen Wissenschaft“.** Eine Kritik der Kant'schen Vernunftkritik für weitere Kreise. gr. 8°. (IV u. 131 S.) *M.* 1.70.
4. **Hummelauer, F. v., der biblische Schöpfungsbericht.** Ein exegetischer Versuch. gr. 8°. (IV u. 151 S.) *M.* 1.90.

Diese vier Hefte in einem Bande. (I.) gr. 8°. (XV u. 558 S.) *M.* 7.

5. **Baumgartner, A., Longfellow's Dichtungen.** Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's. gr. 8°. (IV u. 176 S.) *M.* 2.25.
6. **Knabenbauer, J., das Zeugniß des Menschengeschlechtes für die Unsterblichkeit der Seele.** gr. 8°. (IV u. 164 S.) *M.* 2.
7. **Kreiten, W., Voltaire.** Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Liberalismus. Erste Hälfte (1694—1750). gr 8°. (IV u. 172 S.) *M.* 2.20.
8. —— Zweite Hälfte (1750—1778). gr. 8°. (IV u. 212 S.) *M.* 2.75.

Diese vier Hefte in einem Bande. (II.) gr. 8°. (XVI u. 724 S.) *M.* 9.20.

9. **Schneemann, G., die Entstehung der thomistisch-molinistischen Controverse.** Dogmengeschichtliche Studie. gr. 8°. (IV u. 160 S.) *M.* 2.

Die Ergänzungshefte können nur durch den Buchhandel bezogen werden.

Freiburg im Breisgau. **Herder'sche Verlagshandlung.**

Werke

von

Johannes Janssen.

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters.

I. Band: Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgang des Mittelalters. Fünfte Auflage. gr. 8°. (XXIII u. 615 S.) *M.* 6.60; elegant geb. in Leinwand mit Golddeckenpressung *M.* 7.80.

II. Band: Vom Beginn der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausgang der socialen Revolution von 1525. gr. 8°. (XXVIII u. 587 S.) *M.* 6.30; elegant geb. in Leinwand mit Golddeckenpressung *M.* 7.60.

Einbanddecken à *M.* 1. pro Band.

Vollständig in etwa sechs Bänden. Jeder Band wird eine bestimmte Periode umfassen und einzeln käuflich sein.

Frankfurts Reichscorrespondenz nebst andern verwandten Actenstücken von 1376—1519.

I. Band. Aus der Zeit König Wenzels bis zum Tode König Albrechts II. 1376 bis 1439. gr. 8°. (X u. 818 S.) *M.* 9.

II. Band. 1. Abtheilung: Aus der Zeit Kaiser Friedrichs III. bis zur Wahl König Maximilians I. 1440—1486. gr. 8°. (445 S.) *M.* 5.

II. Band. 2. Abtheilung: Aus der Zeit Kaiser Maximilians I. 1486—1519. gr. 8°. (XL u. 554 S.) *M.* 9.

Das vollständige Werk, zwei Bände in drei Abtheilungen: *M.* 23.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens. 8°. (VIII u. 186 S.) *M.* 2.20.

Zeit- und Lebensbilder. Dritte vielfach umgearbeitete Auflage. 8°. (XXIV u. 535 S.) *M.* 6. Geb. *M.* 7.20.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Größtentheils aus dem bisher noch ungedruckten Familiennachlaß dargestellt. Zwei Bände. 8°.

I. Band: Stolberg bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche. 1750—1800. (XXIV u. 509 S.) *M.* 6. Elegant geb. in engl. Leinwand *M.* 7.50.

II. Band: Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche. 1800—1819. (XX u. 516 S.) *M.* 6. Elegant geb. in engl. Leinwand *M.* 7.50.

Schiller als Historiker. Zweite neu bearbeitete Auflage. 12°. (VIII u. 224 S.) *M.* 2.

Joh. Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften. Mit Porträt und Facsimile. Drei Bände. gr. 8°. (LXIII u. 1498 S.) *M.* 17.

Joh. Friedrich Böhmer's Leben und Anschauungen. Bearbeitet nach des Verfassers größerm Werk: Johann Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften. Mit Porträt und Facsimile. 8°. (XII u. 358 S.) *M.* 2.40; geb. *M.* 3.20.

Aus dem Leben eines katholischen Schulmannes und Gelehrten (Dr. Wedewer). Aus den Historisch-politischen Blättern abgedruckt. gr. 8°. (58 S.) 80 *Pf.*

Freiburg im Breisgau. **Herder'sche Verlagshandlung.**

In der Unterzeichneten erschien:

Herders
Conversations-Lexikon.

Kurze aber deutliche
Erklärung des Wissenswerthesten
aus dem Gebiete
der Religion, Philosophie, Geschichte, Geographie, Sprache, Literatur, Kunst, Natur- und Gewerbekunde, des Handels, der Fremdwörter etc.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.

In 50 Heften à 50 *Pf.*, oder in 4 Bänden à *M.* 6.25; geb. in solidem Original-Halbfranzband à *M.* 8. Einbanddecken pro Band *M.* 1.

48 Hefte sind erschienen.

„Bearbeiter und Verleger haben sich mit glücklichem Erfolge bemüht, diesem Conversations-Lexikon zu relativ höchster Vollendung zu verhelfen und ihm eine solche Gestaltung zu verleihen, daß es sowohl allen billiger Weise zu stellenden Anforderungen in Beziehung auf Inhalt und Ausstattung genüge, als das im Titel gegebene Versprechen erfülle, kurz und deutlich zu sein. Es ist fast zum Erstaunen, welch' eine Fülle wissenswerther Dinge auf dem engen Raum dieser Bände, und zwar in scharfem, gut leserlichem Drucke und mit Anwendung nur der gewöhnlichsten Abbreviaturen, geboten wird. Die Behandlung ist gleichmäßig, harmonisch abgerundet, bündig und gediegen. Gründlichkeit bei reichem Inhalt empfiehlt dieses Lexikon für den allgemeineren Gebrauch vor den übrigen Encyklopädien, deren Benutzung wegen der Menge von Bänden und der Weitläufigkeit der Artikel dem Einzelnen oft so beschwerlich und umständlich ist, da bei dem Bedürfniß augenblicklicher Belehrung über dem Nachschlagen und Suchen die Geduld verloren gehen kann. Wohlthuend ist überdies die strenge Objectivität, mit welcher die Thatsachen und Personen behandelt sind. Es ist das ganze Werk von durchaus christlichem Geiste durchweht, während bekanntlich die meisten derartigen Lexika, von denen in jüngster Zeit ebenfalls viele und gerade die verbreitetsten eine Neubearbeitung erfuhren, in einem dem Christenthum feindlichen oder doch gegen dasselbe indifferenten, der Kirche, ihren Instituten, Lehren und Personen absolut nicht gerecht werdenden Sinne gehalten sind.

Vorzügliche Empfehlung verdient überdies das Lexikon in seiner Eigenschaft als Fremdwörterbuch. Eine endlose Reihe von Ausdrücken und Redensarten, Sprichwörtern u. dgl. aus fremden Sprachen sind darin erklärt, auch die in Büchern und Schriften gewöhnlichen Abbreviaturen, sogar die Erklärung aller Münzzeichen, wie Ant., B. A., C. C., D. O. M., ist nicht vergessen.

Danach präsentirt sich das Herder'sche Conversations-Lexikon in seiner neuen Gestalt als ein Werk, das sich an Reichhaltigkeit mit vielen seiner bekannteren Brüder recht wohl messen kann, an praktischer Brauchbarkeit aber und innerer Vollendung unbedingt die bisher vorhandenen übertrifft."

(Literarischer Handweiser 1876, Nr. [illegible].)

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagshandlung.

